

DAVID

JÜDISCHE KULTURZEITSCHRIFT

4. Jahrgang, Nr. 12, April 1992

פסח 5752 Pessach





Zum Titelbild: Die Frau des Potiphar reicht Josef den Becher. Seite aus einem illuminierten SIDDUR, Österreich um 1300, im Besitz des Jewish Theological Seminary, New York (Mic. 8972). Die ungewöhnliche Darstellung wird durch Beischriften erklärt. Mit deren Hilfe ist das Bild folgendermaßen zu deuten: Die Frau des Potiphar sitzt auf einem herrschaftlichen Sessel unter Bäumen und reicht Josef, der den vom vierten Laterankonzil 1215 vorgeschriebenen Judenhut trägt, einen Becher. Hinter Potiphars Frau sitzt „eine Gefährtin“ auf einem bescheidenen Stuhl, ihr Mantel wird auch nicht durch eine große Spange wie derjenige von Potiphars Frau zusammengehalten. Beide Frauen haben blonde, gelockte Haare.

Oben links: Unter einem Torbogen „Aschre“-Initiale: „Wohl dem Volke . . .“, Jotzer-Gebet zu Simchat Tora. Zwei Ritter mit Helm, mit heruntergelassenem Visier, Brustpanzer und Lanze auf ihrem Pferd, sind zum Turnierkampf gegeneinander bereit. Die Turnierszene versinnbildlicht entsprechend Sefer Chassidim 3,59 die Glaubenstreue des Ju-

dentums. Oberhalb des Torbogens zwei Tora-Schreine mit den zwei Gesetzestafeln, auf dem Dach jeweils ein Vogel. („Wohl dem Volke, dem solches widerfahren; seine Segenssprüche gelten auf Erden und im Himmel“; dann folgt der Hinweis, daß Gott die Tora auch anderen Völkern aufgeboten, aber nur Israel sie angenommen habe.)

Oben rechts: Isaakopfer, ebenfalls dieser Handschrift entnommen: („Es sagte Isaak zu seinem Vater Abraham: Wie schön ist der Altar des Herrn.“) Isaak liegt, entsprechend der rabbinischen Tradition, seinem eigenen Wunsch gemäß, mit gebundenen Händen (damit durch eine unwillkürliche Bewegung das Opfer nicht ungültig werde) in Rückenlage und somit in Schächtstellung auf dem Altar. Der Engel, der Abraham von der Opferung Isaaks abhält, hat einen Adlerkopf und Adlerschwinge, aber menschliche Hände. Die linke hält Abrahams Messer, die rechte ist gegen Abraham ausgestreckt, um ihn auf den Widder hinter seinem Rücken aufmerksam zu machen.

(Kommentar von Dr. Ursula Schubert)

Die Wiener Sozialdemokraten wünschen
allen Leserinnen und Lesern
ein schönes Pessach-Fest!





Die besten Wünsche
zum Pessach-Fest
allen Gönnern
und Lesern unserer
Zeitschrift!

Im Namen der Redaktion
Ilan Beresin

GAUDEAMUS IGITUR
STUDENTISCHES LEBEN · EINST & JETZT



SCHALLABURG
AUSSTELLUNG 28. 5. – 18. 10. 1992

Ein geheimnisvoller
Zauber geht vom stu-
dentischen Brauchtum
aus, vom „Couleur“
und den verschiedenen
Zeremonien, der Stu-
dentensprache und den
Studentenliedern,

deren Wurzeln bis ins Mittelalter reichen. In der Ausstellung auf der Schallaburg bei Melk in Niederösterreich werden zahlreiche, überwiegend aus Privatbesitz stammende, Beispiele aus dem breiten Spektrum von Kleidung, Trinkgefäßen, Rauchutensilien, Fahnen, Wappen, Musik und Literatur, Dokumenten, Lithographien, Stichen und Gemälden, studentischen Waffen (Schläger und Säbel) sowie Mobiliar bis zu den großen und kleinen Erinnerungstücken aus fünf Jahrhunderten im Original gezeigt. Ihre Vielfalt ist erstaunlich, ihre Qualität reicht vom Kitsch bis zum erlesenen Kunsthandwerk, viele davon sind Raritäten oder Unikate. Darunter befinden sich u. a. der Zierknopf des Spazierstockes („Bummler“) von Theodor Herzl sowie sein Austrittsschreiben aus der Wiener Burschenschaft Albia (beides Leihgaben aus dem Herzl-Museum, Jerusalem).

IMPRESSUM:

DAVID – Jüdische Kulturzeitschrift

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: DAVID – Jüdischer Kulturverein; A-1200 Wien, Durchlaufstraße 13/38, Tel. 0222/330 49 32 oder 56 47 884.

Chefredakteur: Ilan Beresin. **Redaktion:** Dr. Pierre Genée, Evelyn Ebrahim Nahooray, Monika Plainer. **Freie Mitarbeiter:** Joseph Canaan, Susanne Eisler, DDR. Ferdinand Dexinger, Meir Faerber, Jean Claude Heimbücher, Martin Müllauer, Mag. Inés Müller, Dr. Anton Pelinka, Elieser-Thomas Schärf, Patricia Steines, Johann Straubinger, Dr. Christoph Tepperberg, Mag. Brigitte Ungar-Klein. **Zweck:** Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben/öS 250,- (Ausland: zuzüglich Spesen). Bankverbindung: BAWAG 01910-767-611, CA-BV 0957-41815/00, Girozentrale Wien 46485.

Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz:

Medieninhaber: DAVID – Jüdischer Kulturverein, A-1200 Wien, Durchlaufstraße 13/38. **Ehrenpräsidentin:** MedR. Dr. Barbara Löwy. **Vorstand, Präsident:** Ilan Beresin, **Stv.:** Dr. Pierre Genée, **Kassier:** Monika Plainer, **Stv.:** Nelly Gertrude Beresin, **Schriftführerin:** Mag. Inés Müller, **Stv.:** Evelyn Ebrahim Nahooray. **Rechnungsprüfer:** Michael Friedmann, Martin Müllauer, Johann Straubinger. **Grundlegende Richtung:** überparteiliche und überregionale jüdische Kulturzeitschrift. **Satz und Druck:** Druckerei Otto Koisser & Co. KG, Zieglergasse 77, 1070 Wien.

MENSCHENBILDER

Das Buch
zur Hörfunkreihe des

ORF

Hubert Gaisbauer · Heinz Janisch
Herausgeber

MENSCHENBILDER

„binger“ · Die Aibinger · Die Aichinger · Die Aichinger · Die Ais-
halon Ben-Chorin · Schalom Ben-Chorin · Schalom Ben-Chorin
Salfon · Israel Chalfon · Israel Chalfon · Israel Chalfon · Israel
Heinz von Forster · Heinz von Forster · Heinz von Forster ·
Carl Frucht · Carl Frucht · Carl Frucht · Carl Frucht · Carl Fruch-
t · Ernst Gombrich · Ernst Gombrich · Ernst Gombrich · Ernst
· Fritz Klee · F-
beth Kübler-Ross · Elisabeth Kübler-Ross · Elisabeth Kübler-R-
· Kunze · Reiner Kunze · Reiner Kunze · Reiner Kunze · Reiner K-
nize · Lotte Leitman · Lotte Leitman · Lotte Leitman · Lotte
· Simon Lindgren · Astrid Lindgren · Astrid Lindgren · Ann
Mähler · Anna Mahler · Anna Mahler · Anna Mahler · Anna M-
h. Mann-Borgese · Elisabeth Mann-Borgese · Elisabeth Mann-B-
Meier · Gerhard Meier · Gerhard Meier · Gerhard Meier · Gerha-
n · Marie-Louise von Matuschek · Marie-Louise v-
Killer-Hofmann · Hermine Maller-Hofmann · Hermine Maller-
nes Oesterreicher · Johannes Oesterreicher · Johannes Oestere-
ru-Fonda Sarin · Letitia Sarin-Fonda Sarin · Letitia Sarin-Fon-
er · Susanna Winger · Susanna Winger · Susanna Winger · Sus-
anna · Maria Zittauer · Maria Zittauer · Maria Zittauer · Ma-

ORF



Hubert Gaisbauer / Heinz Janisch
ISBN 3-85330-105-3, 244 Seiten, öS 398,-

Seit 1984 gibt es in Ö 1 die Sendung „Menschenbilder“. Jeden Sonntag, zwischen 17.15 und 18.00, erzählen Menschen über ihr Leben. Erstmals liegt nun eine Auswahl der interessantesten Interviews in Form des ersten Bandes der Reihe „Menschenbilder“ auf: Israel Chalfon, Schalom Ben-Chorin, Carl Frucht, Elisabeth Kübler-Ross u. a. Ein aufwendig gestaltetes Buch für schöne Lesestunden.

verlag



In Ihrer Buchhandlung oder direkt
beim Verlag Austria Press Ges. m. b. H.
1030 Wien, Reiserstraße 40
Telefon: (0222) 711 95 DW 5225

Europa ist mehr!...

Erhard Busek will Österreich stark ins neue Europa führen



Als bunter Vogel brachte er Ende der 70er Jahre das rote Wien auf Trab. Erhard Busek ist seit Juni vergangenen Jahres 11. Bundesparteiobmann der Österreichischen Volkspartei und Vizekanzler der Republik Österreich. Ein Europa, das größer ist als die EG — Politik, die mehr ist als parteipolitische Auseinandersetzung — Vergangenheit in der Gegenwart bewußt zu machen, und die Zukunft ins Jetzt zu holen, prägen sein politisches Credo.

Am 25. März 1941 in Wien geboren, wurde seine Jugend vom typischen geistig und moralisch anspruchsvollen, jedoch materiell anspruchslosen Wiener Bürgertum geprägt, das heute auszusterben droht. Toleranz, Liberalität und Humor waren die Eckpfeiler seiner Kindheit. Mit dem Beitritt zur katholischen Jugendbewegung begann er bereits als Schüler und Student jene politische Luft einzuatmen, die er bis heute zum Leben braucht.

Gerade zum Doktor der Rechte promoviert, begann Busek seine berufliche Laufbahn als Klubsekretär der ÖVP im Parlament. 1972 wird Erhard Busek Generalsekretär im Wirtschaftsbund, 1975 Generalsekretär der Bundespartei unter Obmann Josef Taus, 3 Jahre Abgeordneter zum Nationalrat und dann der Sprung in die Kommunalpolitik. 1976—1989 ist er Obmann der Wiener Volkspartei.

Politik, getragen von einer nie gestillten Neugierde

Die Auseinandersetzung mit dem Menschen, seiner Geschichte, seiner Gegenwart und Zukunft, seiner Kunst, Kultur und seines Lebensraumes bilden das Zentrum der Politik Erhard Buseks, die getragen wird von einer nie gestillten Neugierde, einer nie enden wollenden kritischen Suche nach Besserem, Phantasievollerem, Spannenderem.

Erhard Busek denkt unkonventionell, handelt auch so und sammelt unkonventionelle Leute um sich. Die bunten Vögel waren geboren. Mit ihnen wird die originale Wiener Kulturwelt wiederentdeckt, die Beislszene neu belebt, Krätzelfeste, das Stadtfest erfunden, die kleine Einheit, „das Krätzel“, in der Stadt wieder liebens- und lebenswert gemacht. Altes zu erhalten und erneuern, anstelle Neues um jeden Preis zu bauen, das Leben in der

Großstadt aus der Anonymität zu holen, Verantwortung für das Miteinander anstelle des Gegeneinanders und Nebeneinanders sind die großen Träume des Erhard Buseks dieser Zeit. Lebensqualität und Verantwortung im Kleinen, dabei aber niemals den Anspruch Weltstadt und Großstadt aus den Augen lassend, ist der Weg jener Stadtpolitik, die in Wien für Bewegung gesorgt hat, deren Auswirkungen bis heute spürbar sind, und die ihm 1978 einen Wahlerfolg sicherten, der ihn zum Vizebürgermeister machte.

Dazu kam das Erkennen, daß die Umwelt, der Lebensraum, die Lebensgrundlage des Menschen erhalten und gepflegt werden muß. Erhard Busek entdeckte diese Themen noch lange bevor irgend jemand auf die Idee kam von grüner Politik zu sprechen, geschweige denn, eine grüne Partei zu gründen.

Dann kamen Niederlagen — 1987 erleidet die ÖVP-Wien schmerzliche Einbußen bei den Gemeinderatswahlen. Busek verliert den Vizebürgermeister und das Vertrauen von Teilen der Funktionäre der Wiener ÖVP in seine Politik. 1989 beruft ihn Josef Riegler in die Bundesregierung als Wissenschaftsminister. Zu dieser Zeit bereiten Grabenkämpfe in der Wiener Partei den Sturz des langjährigen Obmannes vor.

Seine bisher wohl schmerzlichste Niederlage, das Nichterreichen der $\frac{2}{3}$ -Mehrheit zur Wiederwahl als Wiener Landesparteiobmann, quittiert Busek später mit einem Satz seines Vaters: „Wer weiß, wozu es gut ist?“

Aus dem Suchen nach der Geschichte, nach dem Woher und Wohin unserer Kultur entstand das Gefühl, daß Europa mehr sein muß, als die Europäische Gemeinschaft, daß Mitteleuropa nicht am Eisernen Vorhang zu Ende sein dürfe. Noch lange bevor man über eine Veränderung der Situation in den Diktaturen des Ostblockes auch nur nachdachte, begann Busek eine intensive Reisetätigkeit. Er lernte nicht nur sehr viele Leute des politischen Widerstandes kennen, sondern begann auch ein engmaschiges Kommunikationsnetz aufzubauen. Aus den Erfahrungen, die er dabei gemacht hat und dem Bewußtsein eines Österreicherers, der sich der Soziogeographischen Lage seines Landes bewußt ist, entwickelte er zusammen mit den intellektuellen Dissidenten dieser Länder die Idee „Mitteleuropa“. Unter dem Mantel dieser Mitteleuropa-

idee entstand bald eine breit gestreute Aktivität Erhard Buseks, die in die Unterstützung für osteuropäische Oppositionsparteien, in das Einrichten von Austauschprogrammen, in einen breiten Lobbyismus für osteuropäische Widerstandsparteien in Westeuropa und nicht zuletzt in die Konstituierung persönlicher Freundschaften mündete, die bis heute andauern. Es war nicht zuletzt Erhard Buseks Verdienst, daß beim ersten Runden Tisch Europa, zu dem die ÖVP 1990 am Donauschiff Mozart geladen hatte, zahlreiche Personen saßen, die bereits ein Jahr später Staatspräsidenten, Ministerpräsidenten und Minister waren. Und heute wird so mancher offizielle Besuch in den Nachbarländern zu einem Besuch bei guten alten Freunden.

Nicht zuletzt aufgrund der rasanten Entwicklungen in Ost- und Mitteleuropa gehört Erhard Busek heute zu den begehrtesten und überzeugendsten Fürsprechern für Österreichs Weg in die EG. Seine Begeisterung entspringt der Überzeugung, daß nur ein übernationales Zusammenleben mit dem Bewußtsein, gemeinsam Verantwortung für diesen Kontinent zu tragen, in eine sichere und fruchtbare Zukunft führen kann.

Aufrechten Ganges nach Europa

„Ein starkes Österreich in einem neuen Europa“, so lautet sein politisches Credo für die Regierungsarbeit der 90er Jahre. Busek sieht in einem vereinten Europa nicht nur den praktischen, wirtschaftlichen, sozialen und technischen Zusammenschluß, er will Europa als Österreicher geistig tragen, denn für ihn war

Österreich von jeher ein zutiefst europäisches Land. Ein kleines Land, das aufgrund seines Bewußtseins, seines Selbstverständnisses einen großen Beitrag leisten kann.

Österreichs Weg nach Europa muß daher eigenständig und aufrechten Ganges gegangen werden. Österreich fühlt sich nicht als Kolonie, sondern als europäisches Land, das seinen Beitrag leistet, seine eigenen Werte hat und auf seine Werte zu achten hat. Ob es nun die Alpenlandschaft ist, oder soziale Interessen sind. Es gilt sich einen guten Platz in Europa zu suchen.

In seiner Aufgabe als Wissenschaftsminister stellen sich ihm durch Aufbruch und Veränderungen in Europa besondere Anforderungen im Bereich der Bildungs- und Forschungspolitik. Mobilität und Internationalität sollen zu den Merkmalen einer europareifen Wissenschaftspolitik werden. Als Wissenschaftsminister sieht er sich vor der spannenden Aufgabe, die Qualität der Universitäten anzuheben und durch mehr Mobilität und Internationalität auf Europakurs zu bringen. Intensive Beziehungen zu den Universitäten der jungen Demokratien der Nachbarländer gehören dabei ebenso dazu wie eine umfassende Fremdspracheninitiative. Als einen wesentlichen Schritt zu einer europäisch qualifizierten Ausbildung tritt Busek für die Fachhochschulen, wie sie auch im Arbeitsübereinkommen der Bundesregierung festgelegt sind, ein. Auf universitärer Ebene heißt die Zielsetzung einer großen Universitätsreform den Vorrang zu geben, um auch hier wieder internationalen Anschluß zu finden. Österreichs Wissenschaft könnte so in vielen Bereichen höchste Qualität bieten. Eine dynamische und offensive Wissenschaftspolitik könnte auch ihr einen international hohen Stellenwert ermöglichen. Österreich muß sich dem Wettbewerb in einem neuen Europa durch mehr Leistung stellen.

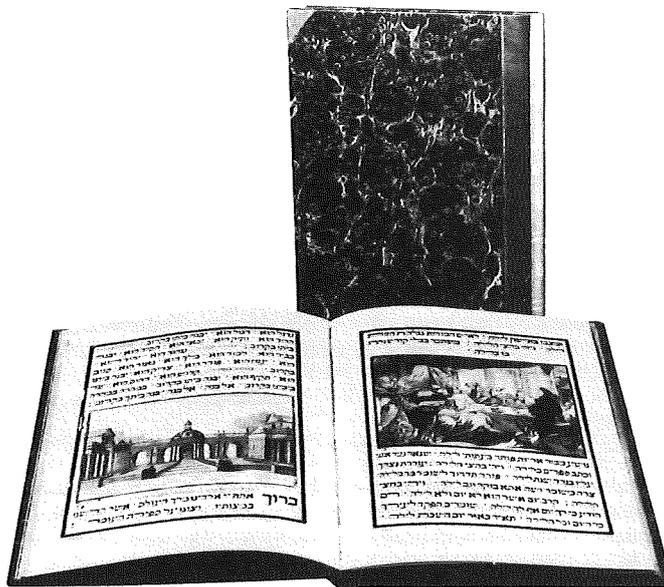
Aber nicht nur Wissenschaft und Forschung müssen neue Wege beschreiten. Österreichs Wirtschaft steht vor einer ihrer größten Herausforderungen. Je größer der Markt und damit verbunden das Angebot an und die Nachfrage nach Produkten und Dienstleistungen ist, desto mehr wird die Qualität zum wichtigen Entscheidungsmerkmal. Daher forderte Busek kürzlich bei der Wirtschaftskonferenz der Österreichischen Volkspartei, daß grundsätzlich für Österreich gelten müsse, neue Marktnischen zu nützen, zu rationalisieren und jene Chancen und Vorteile stärker zu nützen, die sich aus der hohen Qualität der heimischen Güter und Dienstleistungen bieten. Flexibel und innovativ auf die Herausforderung und Chancen eines grenzenlosen Marktes zu reagieren und gerade deshalb vom Zusammenwachsen Europas profitieren. So würde vom österreichischen Markt gelten „Nicht der Große wird den Kleinen fressen, sondern der Schnellere den Langsameren — der Bewegliche den Unbeweglichen“. Damit fügt sich das bereits in den 70er Jahren entstandene Konzept „Weni-

Das Buch zum Pessach-Fest

Nur mehr in wenigen Exemplaren lieferbar!

PESSACH-HAGGADAH

Codex orientalis 7 der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt



Vollständige farbige Faksimile-Ausgabe der 52 Seiten im Originalformat 250 x 340 mm, Halbleder mit Marmorpapier, entsprechend dem Originaleinband, alle Blätter randbeschnitten. Wissenschaftlicher Kommentar. Auf 730 Exemplare streng limitierte Auflage.

öS 11.500,-/DM 1.760,-

ISBN 3-201-01463-X

Zu den bedeutendsten illustrierten Handschriften der jüdischen Buchkultur gehört die Pessach-Haggadah, das Buch zum Fest der Befreiung der Juden aus der Knechtschaft der Ägypter.

Die um das Jahr 1769 entstandene „Darmstädter Haggadah“ stellt eine besonders wertvolle Ausgabe dieses Buchtyps dar. Die Handschrift enthält biblische Texte, Hymnen, Psalmen, Verse und Aufzeichnungen religiöser Bräuche, die von begleitenden Illustrationen direkt ins Bild umgesetzt werden. Neben reich verzierten Initialen finden sich 20 Miniaturen, von denen jede einzelne wie ein kleines Gemälde wirkt.



AKADEMISCHE DRUCK- u. VERLAGSANSTALT

GRAZ / AUSTRIA

ger Staat — mehr Privat“ nahtlos ein. Nur die Privatwirtschaft kann unabhängig von politischen Entscheidungen und Verflechtungen rasch und effizient agieren.

Sicherheit durch Kompetenz

Die ständige Bewegung und die damit verbundenen neuen Herausforderungen bringen Unsicherheit und neue Ängste mit sich. Erhard Busek sieht die Aufgabe der Politik darin, nicht Ängste zu schüren, sondern ihnen entgegenzutreten. „Sicherheit durch kompetente Politik“,

heißt daher der Auftrag, den der Bundesparteiobmann seiner Partei zu Beginn dieses Jahres erteilt hat. Die Politik müsse Sicherheit im persönlichen Umfeld, Sicherheit für unser Land durch eine verantwortungsvolle Politik vermitteln.

Nur gemeinsam auf der Basis einer sachlich kompetenten aktiven Politik, die von allen getragen und mitgestaltet wird, könne die ÖVP beweisen, daß sie die gestaltende Kraft für Österreich ist, der das Wohl unserer Heimat Österreich — eingebettet in einem dynamischen, neuen, modernen Europa — vor Parteistrategie geht.

p. r.

Gerechtigkeit als Widerspruch zum Frieden?!

Ferdinand Dexinger

Im Zusammenhang mit den Friedensgesprächen über den Nahen Osten finden sich immer wieder Nachrichten über die Position der religiös-politischen Parteien in Israel, die wenig dazu angetan erscheinen, einem pragmatischen Friedensprozeß zu dienen, ja das Risiko des Krieges offenbar in Rechnung stellen. In den Berichten der Medien über die konkreten tagespolitischen Ereignisse bleibt naturgemäß kein Raum für die Erörterung prinzipieller Fragen, vor allem der religiösen Grundlagen, auf denen manche dieser Positionen beruhen. Ein kurzer religionsgeschichtlicher Streifzug vermag vielleicht einige Faktoren sichtbar zu machen, die nicht nur von historischem Interesse sind. Was in den biblischen Religionen tendenziell wirksam blieb, ist bis zu einem gewissen Grad auch heute noch gesellschaftlich relevant. Wenn die Beschäftigung mit diesen Grundlagen auch noch keine Probleme löst, vermag sie aber doch eine gewisse Orientierungshilfe bei der Beurteilung von Standpunkten zu bieten.

Die Positionen religiös-politischer Gruppierungen in Israel darf man nicht nur unter dem Blickwinkel pragmatischer Friedenssuche beurteilen.

Diese Gruppen werben ganz selbstverständlich in der Öffentlichkeit für das, was ihrer Meinung nach der Tora konforme politische Entscheidungen sind. Das ist jedoch nicht der einzige Weg auf dem sie wirksam werden. Durch den Umstand, daß die von diesen Gruppierungen gegründeten Klein-Parteien auch in der Knesset vertreten sind, werden sie zu direkten Faktoren staatlicher Entscheidungen. Die israelische Demokratie trägt auf diese Weise sozusagen auch Züge eines „Kirchenstaates“. Es steht zweifellos nicht im Widerspruch zur Demokratie, wenn religiöse Gruppierungen in demokratischen Wahlen zur Durchsetzung ihrer Vorstellungen für die Problemlösung auch ein politisches Mandat erhalten. Eine ganz andere Frage ist es jedoch, ob das vom Standpunkt der Halacha aus ebenso legitim ist. Es ist daher sinnvoll, einen Blick auf das Umfeld der religiösen Voraussetzungen zu werfen, von denen her die religiös bestimmten gesellschaftlichen Kräfte auf aktuelle tagespolitische Entscheidungen Einfluß ausüben.

In der gegenwärtigen Nahostsituation geht es letzten Endes immer um den Krieg als Alternative zu pragmatisch-rationalen Lösungsmodellen. So erscheint es durchaus sinnvoll, sich einige Gedanken über die biblische und nachbiblische Sicht des Begriffsdreiecks Krieg—Friede—Gerechtigkeit zu machen. Damit verbunden

ist das Problem der fundamentalistischen Inhaltsbestimmung dessen, was Gerechtigkeit ist. Und nicht zuletzt stellt sich die Frage, ob ein säkularer Staat überhaupt als Autorität im halachischen Bereich fungieren kann.

Es ist allgemein bekannt, daß die Erzählungen der hebräischen Bibel eine Fülle von Kriegsberichten enthalten.

Im Alten Orient gehört der Krieg eigentlich zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens, wie die Formulierung in 2 Sam 11,1 recht schön zeigt:

„Im Frühjahr, um die Zeit, da die Könige ins Feld zu ziehen pflegten, sandte David den Joab . . . und ganz Israel aus.“

Bei dieser Sicht des Krieges ist es nicht verwunderlich, daß das Land, das Gott verheißen hat, von seinem Volk erst in einem Krieg erobert werden muß (vgl. Ex 23,27: „Ich will bewirken, daß alle Feinde vor dir die Flucht ergreifen.“) Darüber hinaus besteht in der biblischen Geschichtsschreibung eine starke Verbindung von nationalen und religiösen Interessen. Das wird auch durch den Umstand unterstrichen, daß viele Kämpfe in der göttlichen Gegenwart geführt werden. So heißt es Dtn 7,21:

„Du sollst dich vor ihnen nicht in Angst versetzen lassen! Denn in deiner Mitte ist Gott!“

In der Bibel nimmt dieser Landnahme-krieg eine Sonderstellung ein und wird auch in der späteren rabbinischen Interpretation halachisch gesondert eingestuft. Er ist ein für allemal auf die Zeit des Josua beschränkt. Es widerspräche der Halacha, die damalige Situation auf die Gegenwart zu übertragen. Natürlich kennt die Bibel neben dem Landnahme-Krieg auch gewöhnliche Angriffs- und Verteidigungskriege. Auch die Führung dieser Kriege erfolgt nicht allein auf menschliche Initiative hin, sondern auf Befehl Gottes, der in diesen Kriegen selbst mitwirkt. Auch diese Kriege sind Gottes Kriege (vgl. 1 Sam 18,17; 25,28; Nm 21,14).

Die Menschen kämpfen, aber Gott allein verleiht den Sieg. Das erinnert an die Worte der Pessach-Agada, denen zufolge sich Israel in der Hand Gottes sicher weiß: „In jedem Zeitalter erheben sich viele wider uns, um uns dem Verderben preiszugeben. Aber der Heilige, gepriesen sei Er, rettet uns aus ihrer Hand.“

Man hat in der Fachliteratur diese Art des Krieges als einen „heiligen Krieg“ bezeichnet, ohne daß dieser Ausdruck in der Bibel selbst vorkäme. Für die Bibel ist aber die Gerechtigkeit, im Sinne der Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes das Primäre. Kriege können im Rahmen

dieses Zieles eine Funktion haben. Die biblische Religion ist weder als Judentum noch als Christentum pazifistisch. Der Krieg ist für die Bibel niemals Selbstzweck, sondern im Hinblick auf die prophetische Zielvorgabe des Friedens (vgl. Jes 2,4; Mich 4,3) nur ein Übel, das in der schon seit der Urzeit (vgl. Gen 4) unter den Menschen herrschenden Feindschaft wurzelt. Krieg dient also der Durchsetzung der Gerechtigkeit, die letzten Endes siegen wird, weil Gott sie am Ende der Zeiten auf jeden Fall herstellen wird, um den ewigen Frieden zu schaffen.

Auf diesem Hintergrund ist es klar, daß auch alle Friedensbemühungen auf rein diplomatischer Ebene, religiöse Zielvorstellungen als Faktor berücksichtigen müssen. Das trifft etwa zu, wenn die Lösungs-Formel „Land für Friede“ ins Spiel gebracht wird. Es ist wichtig zu sehen, daß auch die religiöse, an der Halacha orientierte Stellung diesbezüglich durchaus verschiedene Positionen zuläßt, wie sich aus den absichtlich hier gewählten Extrembeispielen des Rav Meir Kahana und des Rav Eliezer Schach deutlich machen läßt.

Das Beispiel von Meir Kahana darf keinesfalls verallgemeinert werden, es ist jedoch wegen seiner extremen Position dazu geeignet die Bandbreite religiöser Standpunkte zu illustrieren. Seine Position, die auch nach seiner Ermordung noch von seinen Anhängern vertreten wird, ist eindeutig als fundamentalistisch zu beschreiben. Wobei man unter Fundamentalismus das dialoglose, unhistorische Festhalten an (politischen, religiösen) Grundsätzen verstehen kann, von denen gleichzeitig die Legitimation zu deren gesellschaftlicher Durchsetzung mit Mitteln hergeleitet wird.

Rabbi Meir Kahana wurde 1932 in Flatbush bei New York geboren. Er gründete 1971 die „Jüdische Verteidigungsliga“ und verbreitete sie in Israel. Diese Bewegung ist „orthodox-nationalistisch“ und „extrem siedlungsaktivistisch“. Das Araberproblem wollte er durch deren Aussiedlung lösen.

Hier kurz einige seiner ideologischen Positionen:

Seine Grundthese besteht darin, daß das Volk Israel nicht erfasse, daß es seiner Erlösung rasch teilhaftig werden könnte, wenn es seiner Berufung nicht entfliehen, sondern durch Glaubenstreue entsprechen würde. Er nennt verschiedene Beispiele für mangelnde Glaubenstreue. Dazu gehört der Umstand, daß selbst von Kreisen, die der Tora verbunden sind, die

religiöse Relevanz des Staates Israel diskutiert wird. Viele würden nach den Prinzipien einer sogenannten „Vernunft“ handeln und damit zur Aufgabe von Wesentlichem bereit sein. Er lehnt die Formel „Land für Frieden“ ab. Im Gegenteil! Es ist Pflicht das ganze Land zu besiedeln.

Aus seinen Knesset-Reden lassen sich die politischen Gedankengänge veranschaulichen, die diese Form eines jüdischen Fundamentalismus charakterisieren.

In seiner Parlamentsrede vom 31. 7. 1985 etwa beschäftigte er sich mit dem Verhältnis von Jüdischem Staat und Demokratie. Er weist zunächst darauf hin, daß die Unabhängigkeitserklärung Israels von der Errichtung eines „jüdischen Staates“ spricht. Ein solcher sei nur gegeben, wenn es eine jüdische Mehrheit gibt. Daraus entsteht im Rahmen der Demokratie für ihn ein grundsätzliches Problem:

„Wenn es keine jüdische Mehrheit gibt — gibt es keinen jüdischen Staat. Wenn es keinen jüdischen Staat gibt — gibt es keinen Zionismus. Die Demokratie sagt aber genau das Gegenteil. Für die Demokratie gibt es keine Juden oder Araber oder Nicht-Juden, für die Demokratie gibt es nur Menschen, Söhne Adams, und sie kümmert sich nicht ob Jude oder Nicht-Jude“.

Seine Position in bezug auf die besetzten Gebiete hat er in seiner Parlamentsrede vom 3. Juli 1985 deutlich gemacht:

„Der göttliche Befehl lautet: ‚Ihr habt alle Bewohner des Landes vor euch zu vertreiben . . . wenn ihr die Bewohner des Landes nicht vor euch vertreibt, so werden sie zu Dornen in euren Augen und zu Stacheln in euren Seiten . . . (Num 33,52.55 in Ausw.)‘ Der göttliche Befehl lautet zu „entfernen“ („horisch“). Aber wir haben nicht gehört, weder damals noch heute. Und so entstand in Juda und Samaria eine neue Lage . . .“

Eigentlich offenbart sich hier sogar eine Schwäche und Inkonsistenz der Interpretation, weil Kahana damit zugeben muß, daß die von ihm gewünschte Vorgangsweise auch in biblischer Zeit nicht verwirklicht wurde. Das ist der klassische Fall einer aus ungeschichtlichem und dialoglosem Verständnis gefolgerten Legitimierung von gesellschaftlicher Gewaltanwendung.

Es wäre falsch, die politischen Konsequenzen, die Kahana aus dem Religionsgesetz zieht, als einzig mögliche zu erachten, und damit die ganze Orthodoxie als fundamentalistisch in dem Sinn zu bezeichnen, daß sie die gewaltsame gesellschaftliche Durchsetzung der Halacha fordern würde. Es sei daher kurz auf ein anderes Denkmodell hingewiesen, das an die Person des Rav Schach gebunden ist. Für Rabbi Schach besitzt der Staat Israel im Unterschied zu weiten Kreisen der Orthodoxie, keine religiöse Bedeutung. Er lehnt es deshalb ab, dem Staat die Erfüllung der religionsgesetzlichen Bestimmungen aufzunötigen. So läßt er seine Schüler auch nicht an Demonstrationen gegen die Verletzung des Sabbat teilneh-

men. Die Tora ist es, nicht aber ein Staat oder die besetzten Gebiete, die das Volk bis heute innerlich verbunden hätten. Der Siedlung in den besetzten Gebieten steht er daher auch ablehnend gegenüber. Wenn durch die Rückgabe der besetzten Gebiete der Friede zu erreichen sei, so sieht er dies als etwas Positives. Er lehnt jede Politik ab, die zu Kampf und Blutvergießen führt. Ja er vertritt sogar die Ansicht, daß Israel jede Politik zu vermeiden hätte, durch die ein anderes Land leiden müsse. Die Skizzierung dieser Position macht deutlich, daß nicht jeder fundamentale religiöse Standpunkt die Bezeichnung fundamentalistisch zuläßt. Es scheint vielmehr so zu sein, daß religiöse Überzeugungen immer dann in die Gefahrenzone des Fundamentalismus geraten, wenn sie sich mit der staatlichen Macht und Gewaltausübung identifizieren.

Eine letzte Bemerkung sei noch zu der Frage angefügt, wieweit einem säkularen Staat eine halachisch relevante Autorität zukommen kann. Dieses Thema klang ja auch in den Positionen von Kahana und Schach an.

Das nachbiblische rabbinische Judentum hat diese Problematik gerade auch im Zusammenhang mit der Kriegsführung erörtert. Die in den traditionellen Quellen enthaltenen Aussagen (vgl. mSot 8,7) über die verschiedenen Arten des Krieges hat

Moses Maimonides in Mischne Tora Melachim 5—7 zusammengefaßt.

Demnach darf der König nach mSanh 1,5 nur mit Erlaubnis eines aus 71 Mitgliedern bestehenden rabbinischen Gerichtshofes einen Krieg beginnen. (Yad Melachim 5,2). Diese Aussage ist in diesem Rahmen sehr wichtig, weil sie weittragende Konsequenzen hat.

Da es einen solchen Gerichtshof nämlich nicht mehr gibt, gibt es formell auch keine Möglichkeit, einen aus religiöser Sicht erlaubten Krieg zu beginnen. Die Halacha sieht offenbar nicht vor, daß ein nicht-religiöser Staat, und Israel versteht sich selbst als ein solcher, voll in einen religiösen Bezugsrahmen gestellt wird. Das klarzustellen müßte sowohl das Anliegen religiöser wie nicht-religiöser Menschen sein. Das scheint vor allem auch deshalb besonders wichtig zu sein, weil religiös motivierte Rechtsansprüche, die Gewaltanwendung nicht absolut ausschließen und einen Verstärkungseffekt im Hinblick auf die säkulare pragmatische Bereitschaft zur Gewaltanwendung ausüben können. Wenn man bedenkt, daß die arabisch-islamische Gesellschaft sehr ähnlich strukturiert ist, sehnt man sich danach, daß die religiösen Kontrahenten in diesem Kräfteparallelogramm, sich stärker auf die friedensfördernden Elemente in ihren jeweiligen Traditionen besinnen.

Der rasende Reporter Egon Erwin Kisch

Monika Plainer

Egon Erwin Kisch wurde am 29. April 1885 in Prag geboren. Er entstammte einer seit Jahrhunderten in Prag ansässigen jüdischen Bürgersfamilie.

Nach einer recht mäßigen Matura begann er, wie er selbst meinte, sein „Nichtstudium“. Im Jahre 1906 wurde er bei der deutschsprachigen Tageszeitung „Bohemia“ Lokalreporter. In seinen sozialkritischen Berichten behandelte er das Elend der Schwachen und Ausgestoßenen.

Erste Erfolge brachte ihm seine Sammlung verschiedener Reportagen, die unter dem Titel „Aus Prager Gassen und Nächten“ 1912 veröffentlicht wurde.

Den Ersten Weltkrieg erlebte Kisch zum Teil als Soldat; seine Erlebnisse dokumentierte er in einem Kriegstagebuch.

Zu Kriegsende war er Kommandant der Roten Garde in Wien. Später wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei.

Von 1921 bis 1933 lebte er hauptsächlich in Berlin, von wo aus er größere Reisen unternahm. Die Eindrücke wurden in zahlreichen Werken geschildert: „Hetzjagd durch die Zeit“ (1926), „Zaren, Popen, Bolschewiken“ (1927), „Asien gründlich verändert“ (1932) und „China geheim“ (1933).

Mit der Sammlung „Der rasende Reporter“ (1925) konnte er Weltruhm erlangen. In Berlin wurde er von den Nationalsozialisten verhaftet und zunächst nach Prag abgeschoben. In den Jahren 1937 und 1938 nahm er am spanischen Bürgerkrieg teil. Im darauffolgenden Jahr flüchtete Kisch nach New York; die Kriegsjahre verbrachte er in Mexiko. Sein letztes Buch „Entdeckungen in Mexiko“ (1945) schildert diese Zeit.

Zwei Jahre nach seiner Rückkehr nach Prag starb er dort am 31. März 1948.

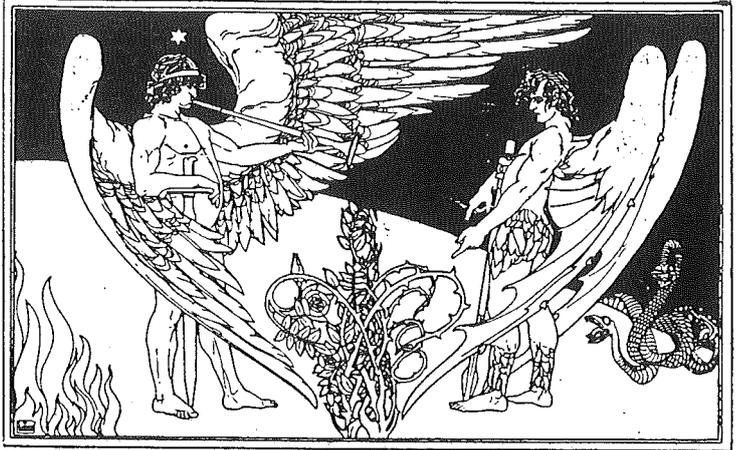
Der ihm anhängende Ruf vom rasenden Reporter wird der Person Kisch aber nicht ganz gerecht. Seine Berichte waren ausgezeichnet recherchiert und stilistisch hervorragend.

Laut Kisch sollte jeder Journalist unbefangener Zeuge aller Vorgänge sein. Die Sprache der Fakten soll überzeugender sein als anklagende Agitation.



E. M. Lilien

Das stille Lied



Ephraim Moses Lilien (1874—1925)

Die Engel

Peer's

Sammletruhe[®]

E. M. Lilien

Lieder der Arbeit



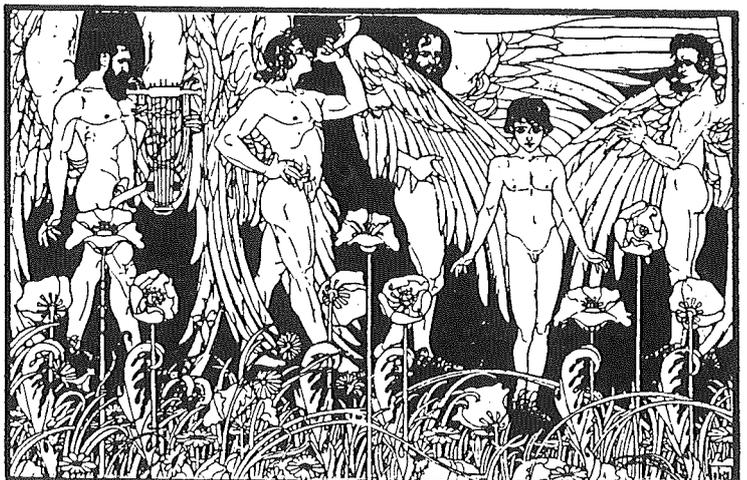
Alte Kleinkunst

Inh. Günther Peer

1070 Wien, Neubaugasse 53, Tel. 961719

E. M. Lilien

Die Erschaffung des Menschen



LEBENSVERSICHERUNG MIT PARTNERBONUS.

ZWEI MENSCHEN – EINE PRÄMIE



Am Anfang stand eine Idee: Vorsorge für Menschen, die einander nahestehen. Und die einander materielle Sicherheit geben wollen. Daraus wurde **eine Lebensversicherung. Zwei Menschen** lassen sich füreinander versichern. Und zahlen nur **eine Prämie**. Mit einander, füreinander. Trotz Partnerbonus von nur einer Prämie gibt es **Sicherheit für zwei**. Mit

allen Vorteilen einer vollwertigen Lebensversicherung Marke **die ÖBV.** Fragen Sie Ihren ÖBV-Berater. **BEAMTENVERSICHERUNG**
 die ÖBV Beamtenversicherung, Grillparzerstraße 11, 1016 Wien, Service-Telefon 0222/40120-0

Judaicabild-Verkauf:

Alter Rabbiner mit Bibel, signiert, in Großformat, schöner Rahmen, zu verkaufen unter: „Seltenes Sujet“.

Im Namen
 der Bezirksvorstehung Hietzing
 wünsche ich Ihnen,
 sehr geehrte Leser des DAVID,
 ein friedliches Pessach-Fest!

**Dipl.-Ing.
 Heinrich Gerstbach**

Bezirksvorsteher

Sind Sie ein „schöner wohnen“ Wiener?

New Advertising

Wir Wiener besitzen 17,5 Mio. m² Grünflächen.
 Für eine Weltstadt einmalig.
 Und es gibt 842.000 Wohnungen.
 Hier nun die richtige Entscheidung „fürs Leben“ zu treffen, ist gar nicht so einfach.
 Die Testfragen sollen Ihnen dabei helfen.

Auflösung:
 1/B · 2/C · 3/C · 4/B · 5/B · 6/B

Alles gewußt! Gratulation!
 Falls Sie aber nicht alles gleich auf Anhieb wußten oder Sie die vielen Details zu diesem Thema interessieren, bestellen Sie sich unseren Stadttlas „WOHNEN“. Sie bekommen den WIENER STADTTLAS gratis unter der Telefon-Nummer:

☎ **40 00/80 80** Anrufbeantworter

Nur wer seine Stadt kennt – wird sich in ihr auch glücklich fühlen.



TEST-FRAGEN

1. Was darf Ihnen ein Immobilienmakler als Vermittlungsprovision verrechnen?

- | | | |
|-----|-----|----------------|
| 1/A | 1/B | 1/C |
| 1 | 3 | 5 Monatsmieten |

2. Wie hoch darf das jährliche Nettoeinkommen sein, wenn man einen Antrag für eine geförderte Genossenschaftsmietwohnung stellt?

- | | | |
|-----------|-----------|-----------|
| 2/A | 2/B | 2/C |
| § 100.000 | § 500.300 | § 327.600 |

3. Wieviele Gemeindewohnungen baut die Stadt im Durchschnitt pro Jahr?

- | | | |
|-----|------|------|
| 3/A | 3/B | 3/C |
| 500 | 1500 | 4000 |

4. Falls für Sie der Mietzins plötzlich eine unzumutbare Belastung darstellt – was können Sie beantragen?

- | | | |
|----------------|-------------------|------------------|
| 4/A | 4/B | 4/C |
| Steuer-nachlaß | Mietzins-beihilfe | Gehalts-erhöhung |

5. Wie hoch darf der Mietzins für eine Wohnung ohne Bad und Zentralheizung sein?

- | | | |
|-----------------------|------------------------|-----------------------|
| 5/A | 5/B | 5/C |
| § 30,-/m ² | § 13,40/m ² | § 6,70/m ² |

6. Wie muß eine geförderte Wohnungsverbesserungsmaßnahme finanziert werden?

- | | | |
|--------------|---------------|-----------|
| 6/A | 6/B | 6/C |
| Eigen-mittel | Bank-darlehen | Spar-buch |



Juden in Salzburg

Helga Embacher

Nach dem Ende des 15. Jhdts., als die Juden „für immer“ aus Salzburg vertrieben worden sind, durften sie sich erst 1867 wieder in Salzburg ansiedeln. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung hat nie mehr als 0,1% betragen; politisch und wirtschaftlich konnten sie keinen außergewöhnlichen Einfluß ausüben. Zu erwähnen ist nur Ignaz Glaser, der 1881 die Torfmoorgesellschaft in Burmoos kaufte, mit der Glaserzeugung begann und die Entwicklung des Ortes prägte. Dennoch waren Juden in Salzburg lange vor 1938 aggressivem Antisemitismus ausgesetzt. Vor allem der 1921 gegründete „Antisemitenbund“ führte eine Hetze gegen jüdische Kaufleute und Gewerbetreibende.

Kulturell traten Max Reinhardt und der getaufte Hugo von Hofmannsthal als Mitbegründer der Salzburger Festspiele hervor. Zusammen mit dem bekannten jüdischen Schauspieler Alexander Moissi wurden sie immer wieder mit antisemitischen Angriffen konfrontiert. Nach 1945 kehrte Gottfried Reinhardt, der Sohn von Max Reinhardt, für kurze Zeit nach Salzburg zurück, um einen neuen „Jedermann“ zu inszenieren. Als er 1963 versuchte, die Gebeine seines Vaters von den USA nach Salzburg zu überführen, fand er in Salzburg keine Unterstützung. Offiziell war für eine derartige Feier kein Geld vorhanden, während die „Gemeinde“ vermutete, „daß in der Liste der Ehrengäste zu viele Glaubens-, Gesinnungs- und Rassegenossen von Max Reinhardt vermerkt waren“.

1945: Wiederbeginn jüdischen Lebens

Am 20. Mai 1945 passierten ehemalige Häftlinge aus dem Konzentrationslager Buchenwald Salzburg. Unter ihnen befanden sich auch ehemalige jüdische Häftlinge, die sich als „Handwerker“ vor einer Deportation nach Auschwitz retten konnten.

In Salzburg angekommen, hatte sich überhaupt niemand um uns gekümmert. Man wies uns an der Salzach am Mayburger Kai — damals war die Salzach allerdings noch sauberer als heute — einen Platz zu, wo wir die Morgentoilette machen konnten. Dann fuhren wir nach Linz weiter, wo der Empfang der Bevölkerung ein ganz anderer war. Wir wollten nach Enns und dann nach Wien, in unsere Heimatstadt, aber die Russen ließen uns nicht durch.

Da ihnen die sowjetische Militärregierung an der Zonengrenze bei Enns die Rückkehr in ihre Heimatstadt Wien verwehrte, sind sie wieder nach Salzburg zurückgekehrt. Einige haben sofort im Jüdischen Komitee, das von KZ-Häftlingen aus Ebensee gegründet wurde, zu arbeiten be-

gonnen und blieben länger als gewollt in Salzburg.

Ich habe mich sofort in die Arbeit gestürzt und wollte so alles so schnell wie möglich vergessen. Durch das Arbeiten habe ich auf das Weggehen ganz vergessen — und dann war es zu spät,

meinte Marco Feingold, der heutige Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde in Salzburg. Er blieb aber auch in Salzburg, weil er hier die Leute nicht kannte, während „er in Wien den Leuten, die er 1938 ein zweites Mal kennenlernte, ins Gesicht hätte sehen müssen“. Selbsthilfemaßnahmen der jüdischen Überlebenden waren aber auch unentbehrlich zur Versorgung der durchziehenden Flüchtlinge, deren Problemen die mit Flüchtlingen überfüllte Stadt völlig hilflos gegenüberstand.

Von den 1938 Vertriebenen kehrten nur ganz wenige zurück; zu nennen wäre beispielsweise die Familie Löwy, die 1952 aus Israel zurückkehrte und ihre Kohlenhandlung weiterführte. 1964 übernahm Ludwig Löwy die Funktion des Kultusvorstandes, entfernte sich aber zunehmend von der jüdischen Gemeinde. Von den fünf in Salzburg lebenden Rechtsanwälten kehrte nur Dr. Weinberger aus Shanghai zurück und baute wieder eine Kanzlei auf. Als Jurist war es ihm unmöglich, in Shanghai eine Arbeit zu finden. Er hatte sich immer als Österreicher gefühlt, weshalb er auch ganz selbstverständlich wieder nach Salzburg kam. Sehr assimiliert, konnte er zur jüdischen Gemeinde nur wenig Beziehung finden, während er sich von Nicht-Juden mit Ablehnung behandelt fühlte.

Nach 1945 zogen über hunderttausend jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa durch Salzburg, bzw. lebten hier eine Zeitlang in Lagern. An die hundert ließen sich aus unterschiedlichsten Gründen in Salzburg nieder und bildeten die Basis für eine neue Israelitische Kultusgemeinde. Auf Grund ihrer unterschiedlichen religiösen, geographischen und sozialen Herkunft könnten sie nicht als eine homogene Gruppe betrachtet werden. Manche blieben in Salzburg, weil sie krank oder zu alt zur Weiterreise waren, andere, weil sie die deutsche Sprache beherrschten und somit ein Neubeginn leichter war, oder aus wirtschaftlichen Überlegungen. So z. B. Ladislaus Friedländer, der eine Strickereifirma betrieb, oder Jacob Radzyner, auf dessen Initiative die Gründung der Firma „Blausigl“ zurückgeht.

Salzburg als Zentrum der Bricha:

Die Bricha wurde bereits während des Krieges zwecks illegaler Einreise von bedrohten Juden nach Palästina gegründet.

Nach 1945 wollten sie nicht mehr länger zusehen, wie überlebende Juden in Europa hin- und hergeschoben wurden. Die Bricha brachte die Auswanderungswilligen zuerst von Osteuropa illegal nach Wien, wo das DP-Lager im ehemaligen Rothschildspital als zentraler Sammelplatz diente. Von hier aus ging der Weg über die Alpen nach Italien oder Frankreich zur Einschiffung nach Palästina. Salzburg bildete dabei eine bedeutende Zwischenstation, da es geographisch günstig lag und es sich in der amerikanischen Zone befand. Im Gegensatz zu den Briten standen die Amerikaner einem Judenstaat viel positiver gegenüber, was wiederum die Arbeit der Bricha erleichterte.

Jüdische Lager gab es in Parsch, in der Riedenburg, in der Franz-Josefsskaserne am Salzachkai, in Hallein, in Saalfelden und in Bad Gastein, wo Juden in Hotels untergebracht wurden. In Strobl wurde ein Altersheim, in St. Gilgen ein Kinderheim errichtet. Die Benennung der Lager — „New Palastine“ oder „Beth Herzl“ — wiesen bereits auf die Ideologie der Lagerverwaltung und das Ziel vieler Flüchtlinge, Salzburg so schnell wie möglich verlassen zu dürfen, hin. Die Weiterreise zog sich aber häufig lange hin und das Leben in Lagern rief auch für das Jüdische Komitee viele neue Probleme hervor.

Es gab Probleme mit den jüdischen Flüchtlingen. Die hatten keine Erziehung, keine Kindheit. Die Integration geht daher nicht so schnell, die muß man erst an das andere Leben gewöhnen. Wenn sie aus der Wildnis, aus den Wäldern gekommen sind, haben sie nichts anderes gekonnt, als sich am Leben zu erhalten. Der Schwarzmarkt war ein großes Problem. Ich habe es aber abgelehnt, zu intervenieren, wenn jemand wegen Schwarzhandel eingesperrt worden ist,

so ein Funktionär des Jüdischen Komitees.

Der Großteil der ostjüdischen Flüchtlinge waren junge Männer. Um in Konzentrationslagern oder als Flüchtlinge in den russischen Wäldern überleben zu können, mußten sie sich ein eigenes Wertesystem aneignen — wer gut „organisieren“ konnte, hatte auch die größeren Überlebenschancen. Sie zeigten sich auch enttäuscht, daß sich der Weg nach Palästina so lange hinzog und sie dabei auf so viele Schwierigkeiten stießen. Gleich nach dem Stacheldraht malten sich manche Palästina aus und der lange ungewollte Aufenthalt in Europa löste Frustrationen aus.

Zur Integration in die Nachkriegsgesellschaft und zur leichteren wirtschaftlichen Integration in Israel gründete der ORT, eine jüdische amerikanische Hilfsorganisation, in den Lagern Schulen, Volksuniversitäten und Werkstätten zum Erlernen eines Handwerks. Viele Länder machten die Erteilung eines Visums vom Beruf der Bewerber abhängig, wodurch der Ausbil-

Therapie und man erwartete sich auch, daß Juden durch Kurse vom Schwarzmarkt ferngehalten werden.

Schwarzmarkt und Antisemitismus:

Die ständig neu zuströmenden Flüchtlinge riefen in der Salzburger Bevölkerung starke Fremdenfeindlichkeit hervor, Berichte von Diebstählen, Grenzverletzungen und Schwarzmarkt füllten die Zeitungen aller Schattierungen. Handelte es sich um Juden, so wurde ihre Herkunft noch besonders hervorgehoben, indem vor den Namen „der Titel Jude gesetzt wurde“ (Feingold). Die Israelitische Kultusgemeinde protestierte öfters gegen diese Schreibweise, die vor allem Juden den Schwarzhandel, an dem nahezu die gesamte Bevölkerung beteiligt war, anlaster. Heftige Emotionen löste ein Artikel in den „Salzburger Nachrichten“ (10. Sept. 1946) aus, der Juden für die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten verantwortlich machte. In der Ablehnung der jüdischen Flüchtlinge steckte oft auch Antisemitismus und sie verdeutlichte die Unfähigkeit der Bevölkerung, auf die Shoah zu reagieren. Juden wurden wieder zu Schuldigen, weil sie noch da waren und ein schlechtes Gewissen hervorriefen. Besonders Ärgernis erregte das Gesetz, das jüdische Flüchtlinge von der Arbeitspflicht befreite. Juden wurden beschuldigt, „faul herumzuliegen und fett zu werden, während die österreichische Bevölkerung hungere“. Manche Salzburger scheuten nicht einmal davor zurück, sie als „Hitlers Unvollendete“ zu bezeichnen.

1952 führte die Diskussion um den **Veit Harlan Film** „Die Geliebte“ (Veit Harlan wurde durch den antisemitischen Propagandafilm „Jud Süß“ bekannt) zu tätlichen Auseinandersetzungen zwischen jüdischen Flüchtlingen und der Salzburger Polizei. Während der Film in der Schweiz und in Deutschland bereits verboten war, lehnte der Besitzer des „Elmo Kinos“,

obwohl selbst Obmann des „Bundes der rassisch Verfolgten“, eine Absetzung ab. Als daraufhin Juden, unterstützt vom KZ-Verband, das Kino besetzten, kam es zu Tumulten, in denen die Polizei brutal auch gegen ältere Juden vorging. Während die ÖVP über den Vorfall den Mantel des Schweigens hüllen wollte, um den Ruf Salzburgs als Festspielstadt nicht zu gefährden, wollten die Sozialisten den Vorfall einschlafen lassen. Dahinter stand die Angst, vor den Wahlen als Kommunist verdächtig zu werden und die Beziehung zur Polizei zu gefährden. Sich hinter die Juden zu stellen wäre politisch unklug, denn, wie der damalige Bürgermeister meinte, „steht uns ein Großteil dieser Leute ja überhaupt fern“, (Protokoll der Landes-Parteivertretersitzung der SPÖ).

Vom Jüdischen Komitee zur Israelitischen Kultusgemeinde:

Als das von KZ-Überlebenden gegründete Jüdische Komitee 1945 eine Bestandsaufnahme der ehemaligen jüdischen Gemeindeeinrichtungen anlegte, wurde festgestellt, daß der Kriegerfriedhof in Grödig „judenrein“ gemacht wurde. Zwanzig jüdische Soldaten — und Kriegsgefangene wurden von dort auf den jüdischen Friedhof nach Aigen gebracht, und formlos verscharrt. Der jüdische Friedhof in Aigen wurde „arisiert“, und auf den Gräbern ein Kuhstall errichtet. 1946 drückten bei einer Beerdigung die Trauergäste ihre Erregung darüber aus und setzten den Kuhstall in Brand. Durch Spenden konnte der Friedhof instandgesetzt werden. 1985 renovierten, unterstützt von der Arbeitsmarktverwaltung, arbeitslose Jugendliche den jüdischen Friedhof.

1946 setzten sich einige Salzburger als „Zeichen der Völkervereinigung und zur Überwindung des Rassenhasses“ für den Wiederaufbau der zerstörten Synagoge ein, was antisemitische Schmieraktionen zur Folge hatte. Erst 1967/68 konnte die

Synagoge dank der Spenden des in den USA lebenden Z. Berger wiederaufgebaut werden. Bereits 1945 gab es in der Prodingergasse ein provisorisches Bethaus und die DP-Lager verfügten über alle notwendigen religiösen Einrichtungen, wie Bethäuser, koschere Küchen oder Mikwah.

Nach der Gründung des Staates Israel hat der Großteil der Flüchtlinge Salzburg verlassen. Für die rd. 150 Zurückgebliebenen wurde es immer schwieriger, die jüdische Tradition zu pflegen. Da die in Salzburg lebenden Juden fast alle der Generation der Holocaustüberlebenden angehören und ihre Kinder zum Teil im Ausland leben, ist der Fortbestand der jüdischen Gemeinde sehr gefährdet. Oft kann nur mehr schwer eine Minjah gebildet werden; aus Solidarität mit den Religiösen nehmen — „wenn Not am Mann ist“ — auch sehr Assimilierte am Gebet teil. Große Hoffnungen setzt die Gemeinde daher in die Ansiedlung von russischen Juden, von denen bereits eine Familie seit längerer Zeit in Salzburg lebt und arbeitet. Zur religiösen Betreuung der erwarteten russischen Juden ist bereits ein Rabbiner aus Detroit eingetroffen. Obwohl David Nußbaum als Anhänger der Lubawitscher auch den sehr religiösen Juden in Salzburg fernsteht und er kein Deutsch spricht, gelang es ihm die Gemeinde wesentlich zu beleben.

Lit.: Altmann, Adolf, Geschichte der Juden in Stadt und Land Salzburg. Ergänzt von Gunther Fellner und Embacher Helga. Salzburg 1990.

Fellner, Gunther, Antisemitismus in Salzburg zwischen 1918 und 1938. Wien—Salzburg 1987.

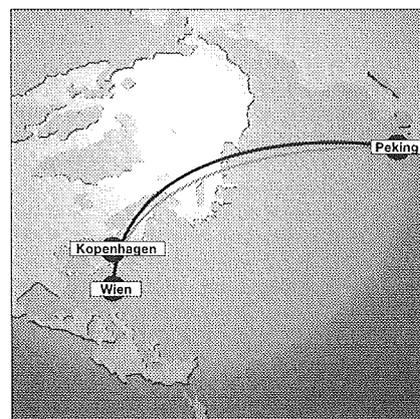
Albrich, Thomas. Exodus durch Österreich. Die jüd. Flüchtlinge 1945—48. Innsbruck 1987.

Embacher, Helga, Juden in Salzburg nach 1945. In: Jubiläumsprojekt der Stadt Salzburg zu Minderheiten nach 1945.

Der kürzere Weg...

Zum Beispiel: Wien - Peking

Jeden Mittwoch und Samstag via Kopenhagen, Europas freundlichsten Flughafen.
Von Kopenhagen erreicht man Peking non-stop.
Mit SAS, die Vielflieger als eine der pünktlichsten Airlines kennen.
Bequemer und schneller als auf anderen Routen.



SAS
 SCANDINAVIAN AIRLINES

Schon heute ist Frühling beim modischen



Helmut und Waltraud
MÜLLER

**Immobilien
Verwaltung – Vermittlung**

1090 Wien
Alserbachstraße 5/7
Tel. 310 86 300

wünschen allen Freunden,
Bekannten und Kunden ein
schönes Pessachfest!

Veranstaltungen:
Or Chadasch-Bewegung für progressives Judentum

Sa. 18. 4. 1992 *Traditioneller Seder, Leitung Rabbiner Michael König,
Hotel Intercontinental – Johannesgasse 28, 1037 Wien,
Beginn 18 Uhr, Preis (viergängiges Menü inkl. aller
Getränke) für Mitglieder S 580,-, für Nichtmitglieder S 700,-,
Kinder bis 14 Jahre 300,-, Anmeldung: Linda Kneucker, Tel. 887 76 25*

Fr. 1. 5. 1992 *Erev Schabbat und Jom Haschoah-Gottesdienst,
Beginn 19 Uhr, 1020 Wien, Schüttelstraße 19a*

Gäste willkommen

Die Bezirksparteileitung
Neubau der ÖVP
entbietet allen
jüdischen Mitbürgern ein
schönes Pessach-Fest



Abgeordneter zum
NR Heribert Steinbauer
und Bezirksvorsteher-
Stellvertreter
Julius Formanek

**Veranstaltungen
für
politisch Interessierte**

**RENNER
INSTITUT**

Khleslplatz 12,
1125 Wien,
Tel: 804 65 01/0

Die Bezirksparteileitung
Meidling der ÖVP entbietet
allen jüdischen Mitbürgern ein
friedliches Pessach-Fest



Die ÖVP

PLANTECH
AUSBAU

Spezialunternehmen für Innenausbau

Bauhof: A-1200 Nordwestbahnhofstraße 89, Tel. (0222) 35 22 00

*Herr Kretsch wünscht allen seinen jüdischen Kunden,
Freunden und Bekannten ein schönes Pessach-Fest!*

Wo Sie für jedes Problem die richtige Lösung finden.

ImagEdit, Arts & Letters, Image Document Utility, OS/2 Image Support, Superproject Plus, OfficeVision/400, Personal AS, Video Connection, Easel, Lotus 1-2-3, KFZ Paket für Werkstätte und Handel, 1-2-3/M, MS Excel, Display Graphics, Bau, IBM Motion Video System, Book Manager, Auto Tagger, IBM Interleaf Publishing Series, Publishing System Master Series, Page Maker, KFZ Paket für Werkstätte und Handel, Supercalc, MS Excel, Einzelhandel, IBM FIBU, Works, Einzelhandel, PCText 5/2 Composer, PRISM, dBASE III, IBM Interleaf Publishing Series, IBM Storyboard Plus, AS V2, QMF, Gesamtlösung für den Wirtschaftstreuhänder, IBM Office Facsimile Application, OS/2 Query Manager, Lohn- und Gehaltsverrechnung, Kassenanwendungen, Bau-Nebengewerbe, Finanzbuchhaltung, Lohn- und Gehaltsverrechnung, Supercalc, Lohn- und Gehaltsverrechnung, IBM Motion Video System, Rechtsanwälte, Notariat, Gesamtlösung für den Wirtschaftstreuhänder, Freelance Plus, ImagePlus, Warenwirtschaft, Großhandel, OfficeVision/MVS, FAS für Fertigungsbetriebe, IBM Textwrite, Einzelhandel, Kassenanwendungen, Ärzte, DKS-Finanzdatenbank, MAPICS/DB, CIM, POMS, OS/2 Image Support, DKS-Finanzdatenbank, ZEP/EM, AAE, MAP TOKENRING, Einzelhandel, Kassenanwendungen, Ärzte, DKS-Finanzdatenbank, MAPICS/DB, CIM, POMS, OS/2 Image Support, DKS-Finanzdatenbank, ZEP/EM, OfficeVision/400, Executive Decisions/VM, Besser mit IBM



Und vieles wird möglich.

Interview mit Marko Feingold

DAVID: Seit wann sind Sie Vorstand der Isr. Kultusgemeinde Salzburg?

Feingold: Seit über zehn Jahren, aber ich war schon einmal nach 1945 in dieser Funktion. Dann habe ich mich zurückgezogen und mir eine wirtschaftliche Existenz, ein Modegeschäft, aufgebaut.

DAVID: Erzählen Sie über Ihr Leben?

Feingold: Ich bin 1913 in Neusoll/Tschechoslowakei, das aber damals zu Ungarn gehörte, geboren. Mein Vater war ein Bauernsohn aus Rußland, der sich beim Eisenbahnbau bis zum Baustellenführer vorgearbeitet hat. In Wien habe ich die Schule besucht und auch eine kaufmännische Lehre absolviert. Ich war in der Pelzbranche tätig. 1932 wurde ich arbeitslos und arbeitete dann als Vertreter in Österreich, Deutschland, Italien und Jugoslawien. Alle paar Monate kam ich nach Wien, so auch im März 1938.

DAVID: Ein harter Schlag?

Feingold: Gesucht hat man meinen Vater, mitgenommen meinen Bruder und mich. Nach einigen Monaten Haft sind wir unter der Bedingung, Österreich sofort zu verlassen, entlassen worden. Wir gingen in die Tschechoslowakei. Unser Paß war abgelaufen, eine Verlängerung gab es nicht. Wir wurden eingesperrt und nach einigen Wochen „schwarz“ an die polnische Grenze abgeschoben. Letztendlich sind mein Bruder und ich nach Auschwitz in eine Strafkompagnie gekommen. Es ist uns gelungen, mit einem „Arbeitsfähigen-Transport“ nach Neuengamme zu kommen. Von dort gelangte ich nach Dachau und 1941 wurde ich als Schwerverkrankter nach Buchenwald verlegt. Daß ich überlebt habe, ist eines von vielen Wundern. Ich muß sagen, daß ich Glück hatte. Befreit wurde ich in Buchenwald von den Amerikanern, mein Bruder ist umgekommen.

Für unsere Rückkehr waren keine Autos vorhanden, also wurden drei Busse der Stadtverwaltung Weimar requiriert. Mit diesen Bussen sind wir heimwärts gefahren.

Wir fuhren über Nürnberg nach Salzburg. In Salzburg war keinerlei Empfang. Der einzige „Empfang“ den wir hatten, war die Anweisung, am Maiburger-Kai, an der Salzach, die Morgentoilette machen zu dürfen. Dann wurden wir zur Enns gebracht. Dort haben uns die Russen nicht durchgelassen und uns einen Tag hingehalten. Wir hatten viele Kommunisten dabei, die im Lager waren. Sie haben mit den Russen verhandelt. Es war nichts zu machen. Dann haben die Amerikaner den Auftrag bekommen, uns wieder nach Buchenwald zurückzubringen. Nachdem ich aber „mehr als lang genug“ schon in Buchenwald gewesen war, hatte ich wahrlich keine Sehnsucht danach. Da haben wir uns abgesprochen, daß ein paar gar nicht einsteigen und ein paar unterwegs, wo wir eben anhalten können, aussteigen. So bin ich mit einigen Kameraden

in Salzburg ausgestiegen. Es war schon nach der Sperrstunde und darum hat man uns in ein Notlazarett eingewiesen. Am nächsten Morgen haben wir uns bei der Polizei gemeldet. Dabei sind wir auf Hirsch — der wurde in Ebensee befreit — gestoßen, der das jüdische Komitee in Salzburg leitete. Das war der Beginn der jüdischen Gemeinde nach dem Kriegsende in Salzburg.

DAVID: Sie haben dann für die Bricha gearbeitet?

Feingold: Zunächst habe ich gemeinsam mit Goldmann die KZ-Küche geleitet, was für uns kein großes Problem war. Dadurch kam die Bricha auf die Idee, den Feingold heranzuziehen. Ich sollte etwas für die Lager abzuweigen. Das war die erste Zusammenarbeit mit der Bricha. Diese wurde immer intensiver, eines Tages sagte man mir: „Feingold, wir müssen die Leute nicht nur versorgen, sondern auch weiterbringen!“ Ende 1945 organisierten wir die ersten Transporte!

DAVID: Von wo kamen diese Leute?

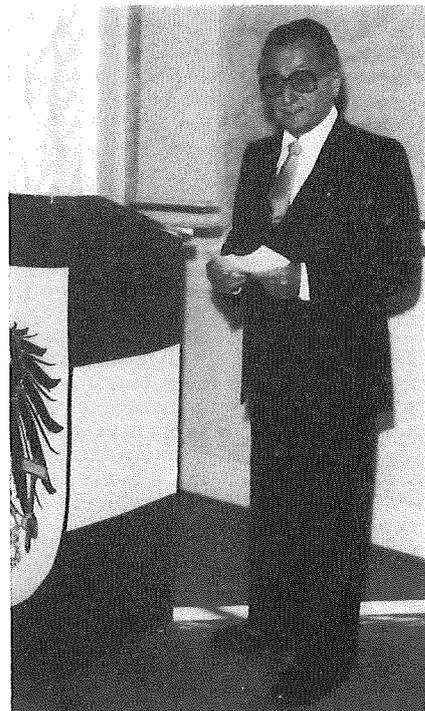
Feingold: Hauptsächlich aus Polen! Interessant war, daß bei einem dieser Transporte ein Cousin von mir dabei war. Leider, wie er schon in Israel war, habe ich auf Umwegen aus Amerika davon erfahren, daß er bei einem dieser Transporte über Salzburg mit dabei war. Vielleicht würde er noch heute hier sitzen, wenn ich ihm schon damals begegnet wäre. Die Idee der Bricha war es auch, zwischen den Lagern die Familien zusammenzuführen. Wir haben jeweils 200—300 verschiedene Leute geführt. Wir haben oft den Leuten gesagt: „Wenn ihr nach Reichenhall wollt, und ihr werdet erwischt, dann sagt, ihr kommt von Reichenhall!“ Den Rest hat dann die Polizei erledigt. Sie haben sie nach Reichenhall zurückgebracht, dorthin, wo wir sie haben wollten. Viele haben wir über den Brenner gebracht. Unsere nächste Station war Meran, wo wir die Leute unterzubringen hatten. Es wurde immer schwieriger, da die Engländer und Franzosen nach und nach auf unsere Transportwege aufmerksam wurden. Wir haben dann die Transporte nur mehr bei Nacht durchgeführt.

DAVID: Wie viele Personen sind durch Ihr Zutun transportiert worden?

Feingold: Wo ich beteiligt war ca. 150.000 Personen.

DAVID: Nach der Staatsgründung von Israel war Salzburg als Umschlagplatz nicht mehr bedeutend. Wie hat sich die Gemeinde weiterentwickelt?

Feingold: Da sind Fehler gemacht worden, aber im Nachhinein ist es leichter, zu sagen, was man tun hätte sollen. Aber es wurde eine Einigkeit verhindert und man hat zu wenig getan dafür, daß Juden hier geblieben sind.



Hofrat Marko Feingold, Präsident der IKG Salzburg

DAVID: Sind die Juden, die jetzt hier leben, ehemalige Österreicher, d. h. haben sie vor 1938 in Österreich gelebt?

Feingold: Bis auf ganz wenige stammen sie alle aus anderen Ländern. Sie haben wenig Bezug zu Österreich. Sie haben 1938 nicht hier gelebt. Ein Teil ist bereits in Pension, ein Breslauer ist übrigens Professor am Mozarteum.

DAVID: Der jetzige Kern der Gemeinde ist eher ein orthodoxer?

Feingold: Ja. Es wohnen in Salzburg sieben orthodoxe Familien, die regelmäßig am Gottesdienst teilnehmen. Das sind acht oder neun Männer, der zehnte ist der Rabbiner, der elfte ich. Die anderen kommen selten, nur an hohen Feiertagen; an Jom Kippur beispielsweise ist die Synagoge sehr gut besucht.

DAVID: Wie viele Kinder gibt es?

Feingold: Leider sehr wenige. Es sind 3 Kinder, vier Jugendliche unter 18. Dann haben wir zwei oder drei Sechzigjährige, der Rest ist über 70. Es ist nichts zu machen, es ist niemand da. Ich halte viele Vorträge, vor allem an Schulen, aber ich glaube nicht, daß es nach mir irgendjemand fortsetzen wird. Das ist das Traurige.

DAVID: Es müßte bald Zuwachs kommen?

Feingold: Das ist in Salzburg notwendig, denn wir haben hier regelmäßig Gottesdienste und alle rituellen Einrichtungen. Meine Hoffnung sind die sowjetischen Juden. Wir haben bereits eine Familie angesiedelt. Der Mann ist Buchdrucker, die Frau Krankenschwester. Ich habe die Medien ausgenutzt, um für sie Arbeit zu bekommen. Das war gar nicht so einfach.

Obwohl 30 Krankenschwestern gesucht wurden, war es fast unmöglich, für sie einen Posten zu bekommen. Jetzt ist sie Magistratsangestellte im Altersheim und verdient mehr als ihr Mann.

DAVID: Sie hatten nicht immer einen Rabbiner?

Feingold: Nein, der ist vor kurzem mit seiner Frau aus Detroit gekommen. Wir hatten früher nur einen Vorbeter. Wir haben uns sehr bemüht und schließlich kam ein Rabbiner (von den Lubawitchern) zu uns. Ich habe mir vorgestellt, daß er Deutsch kann, er spricht aber nur ein amerikanisches Jiddisch, so daß man ihn schwer versteht. Er ist aber sehr rührig und die Verständigungsschwierigkeiten werden sehr bald überwunden sein.

DAVID: Wie ist die finanzielle Situation?

Feingold: Wir erhalten u. a. finanzielle Hilfe von der IKG Wien. Für Reparaturen, Renovierungsarbeiten und für die Friedhofserhaltung gebe ich wenig Geld aus. Meine Vorgänger wollten mit dem Bürgermeister und dem Landeshauptmann ein gutes Einvernehmen haben und haben gedacht, wenn sie kein Geld verlangen, werden sie immer gut angeschrieben sein. Sie werden staunen, aber der Feingold ist viel besser angeschrieben, weil er auch von Land und Stadt Salzburg für seine kleine Gemeinde finanzielle Hilfe erbittet.

DAVID: Wie ist das Verhältnis zu den Landesleuten?

Feingold: Insgesamt ist es ganz gut. Meine Vorgänger haben nur zu wenig getan für die Vergangenheitsbewältigung. Ich habe bereits 1945 um ein Mahnmal gekämpft. Das dauerte bis 1971. Eine Bildhauerin aus Deutschland hat uns ein Relief „Jüdische Passion“ gestiftet. Das wollte aber niemand haben. Ich wollte es an der Ecke zum Festspielhaus bei den Franziskanern anbringen, aber das wurde mit folgender Begründung abgelehnt: „Stellen Sie sich vor, es kommen Leute und schauen sich dieses Mahnmal an und gehen zwei Schritte zurück, kommt ein Auto und führt sie nieder.“

Daraufhin hat der Pfarrer Wesenauer gesagt, er stellt es in seiner Kirche auf . . . Alle Bischöfe von Österreich kamen 1971 zur Einweihung und es wurde von einem Juden enthüllt.

Als ich 1985 — 40 Jahre nach Kriegsende — gelesen habe, daß der Bürgermeister und der Landeshauptmann die Friedhöfe besuchen, habe ich in einem Brief darauf aufmerksam gemacht, daß sie die Juden vergessen haben und ein Mahnmal längst fällig wäre. Aber man konnte sich wieder auf keinen Platz einigen. Ich habe den Platz vor der Synagoge vorgeschlagen, um zu verhindern, daß es besudelt wird. Dem Steinmetz, der es geliefert hat, haben sie nach der Enthüllung einen Davidstern in die Auslage gemalt.

DAVID: Gibt es hier eine jüdisch-christliche Begegnung?

Feingold: Ja, wir werden oft eingeladen, leider kommen außer mir kaum andere Gemeindemitglieder.

Das Interview führten Pierre Genée und Ilan Beresin

UNTER DEM TRAUERBOGEN

ruhelos fliehen Schatten

über gestürzte Mauern

Blumen decken schweigend Steine zu,

die am Wegrand liegen und Wunden bewachen

Eva Basnizki, Hoffnungsringe. Lyrik. Berlin/Haifa: M+N Boesche 1190.

THE BRITISH LOOK



Wien I, Am Kohlmarkt 12

Wien I, Am Kohlmarkt 2
Flughafen Wien-Schwechat

Brühl & Söhne

GRAZ, SCHMIEDGASSE 12 und AM EISERNEN TOR

Die exklusiven Adressen für britische Bekleidung und Accessoires

Anstaltssynagogen in Wien

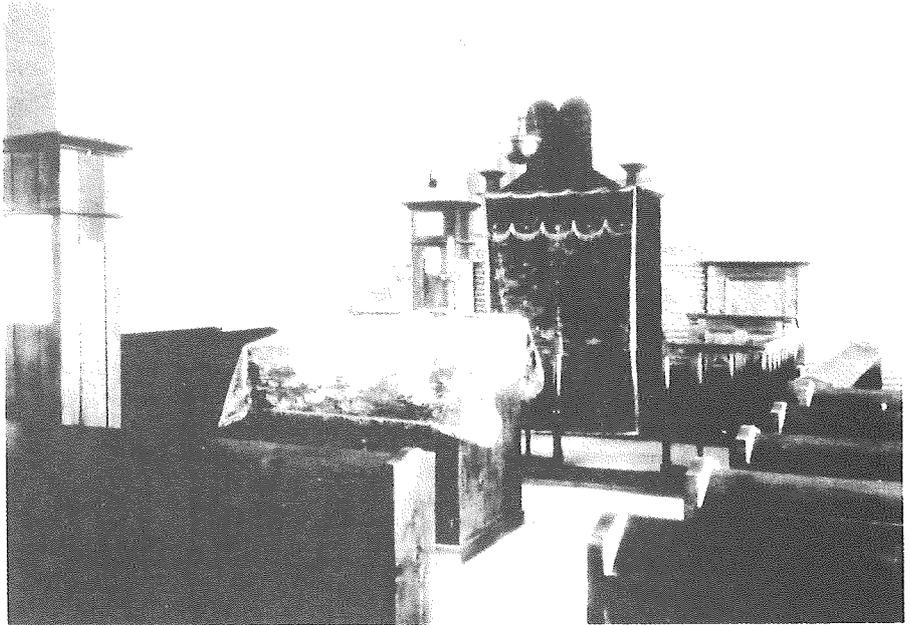
zusammengestellt von Pierre Genée

In den meisten Spitälern Wiens waren vor 1938 auch Beträume für jüdische Patienten eingerichtet. Es handelte sich meist um kleine Säle mit nur wenigen Sitzreihen. An der Ostwand stand ein kleiner Toraschrein, unmittelbar davor — oder auch zur Mitte vorgeschoben — das Vorbeterpult. Die Einrichtung war meist solide und zweckentsprechend angefertigt, hingegen sparsam im Dekor. Abbildung Nr. 1 zeigt den israelitischen Betsaal im Psychiatrischen Krankenhaus, Wien-Baumgarten. Bemerkenswert sind die Wanddekorationen, die Einflüsse des Jugendstils erkennen lassen.

Einige Beträume sind wahrscheinlich erst während des Ersten Weltkrieges entstanden. Die Abbildungen 2, 3 und 4 zeigen Beträume für jüdische Soldaten in den k.u.k. Kriegsspitalern Wien-Simmering, Wien-Meidling und Wien-Grinzing.

In diesem Zusammenhang sei auch auf die Synagoge in der Roßauer-Kaserne (Abb. 5) hingewiesen, die eigens für in Wien stationierte Soldaten jüdischen Glaubens eingerichtet wurde. Der Hochzeitsbaldachin zeigte das kleine gemeinsame Wappen von 1915: den Doppeladler für Österreich und das ungarische Wappen, vereint durch das Wappen der Habsburger; darunter die Devise „Indivisibiler et Inseparabiler“. Die 6. Abbildung zeigt die Trauungszeremonie für einen jüdischen k. u. k. Offizier in der Rossauer-Kaserne.

Die wohl interessanteste Spitalssynagoge wurde 1903 im 6. Hof des Wiener Allg. Krankenhauses nach Plänen von Max Fleischer errichtet (Abb. 7 und 8). Der



Israelitischer Betsaal im Psychiatrischen Krankenhaus der Stadt Wien, Baumgarten

kleine, freistehende, oktagonale Bau hatte vier rundbogige Fenster und ein kleines hohes Zeltdach. Die 51 Sitzplätze richteten sich nach dem Osten, wo sich in einer kleinen Nische der Toraschrein befand. Das ursprünglich im Neo-Renaissance-Stil gestaltete Gebäude steht heute noch, ist jedoch durch Kahlschlag und Dachbegradigung bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Derzeit dient es als Gehäuse für einen Trafo. Es bleibt zu hoffen, daß der Pavillon saniert und einer würdigeren Be-

stimmung zugeführt werden kann. Als ermutigendes Zeichen muß die im Vorjahr angebrachte Gedenktafel gewertet werden!

Quellenangaben:

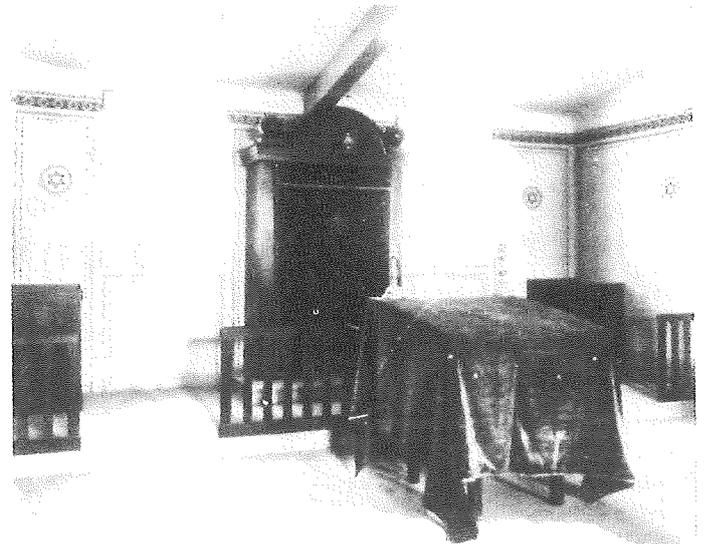
P. Genée, Privatarchiv

I. Müller, Die letzte Synagoge, ein wieder-entdeckter Bau von Max Fleischer, David Nr. VI., Sept. 1990.

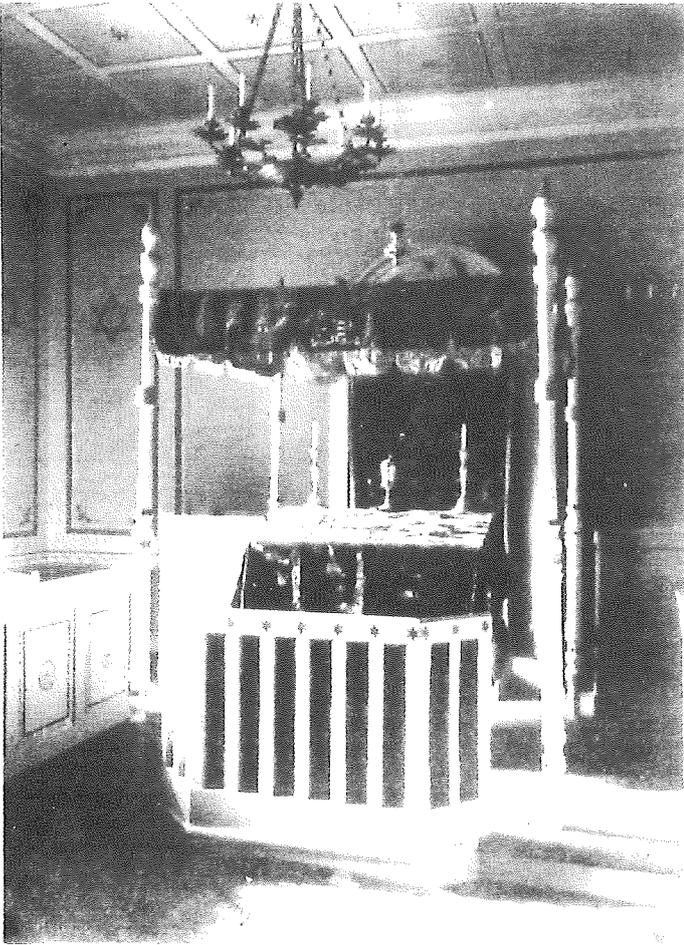
E. Schmidl, Juden in der k. (u.) k. Armee, 1788—1910, Studia Judaica Austriaca XI, 1989.



Betraum im k. u. k. Kriegsspital Wien-Simmering



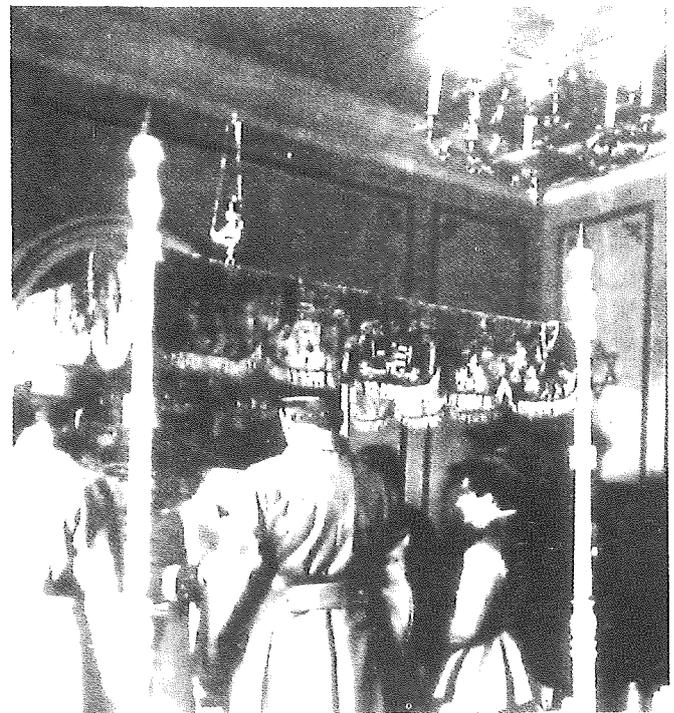
Betraum im k. u. k. Kriegsspital Wien-Meidling



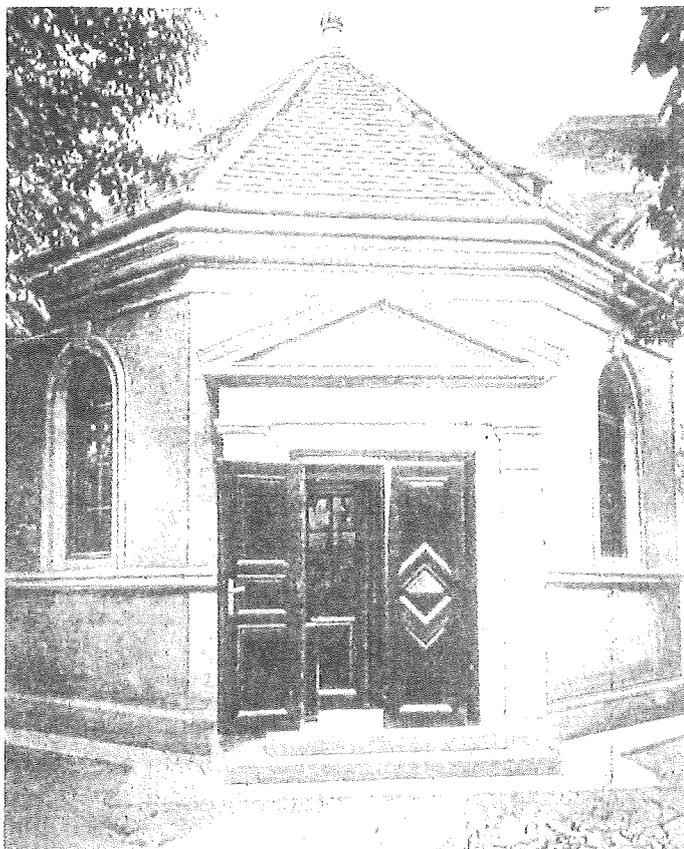
Synagoge in der Rossauer Kaserne



Betraum im k. u. k. Kriegsspital Wien-Grinzing



Trauzeremonie für einen k. u. k. Offizier in der Rossauer Kaserne



Spitalssynagoge des Wr. AKHs, Außenansicht



Spitalssynagoge des Wr. AKHs, Innenansicht

*Ein friedliches Pessach-Fest
wünschen*



Opernring 9 · 1010 Wien · Tel.: 587 76 23 · Fax 587 76 23 45

Zum Thema: Schulautonomie

**Freiräume
nutzen!**

In der Schule darf man sich auch jetzt schon einiges „erlauben“. Lehrer und Lehrerinnen, Eltern, Schüler und Schülerinnen können und sollen mitreden und mitentscheiden.

Selbständig entscheiden verlangt jedoch, gut informiert zu sein.

Wir informieren Sie gerne. Nutzen Sie den Schulservice!

Rufen Sie uns an oder schreiben Sie uns:

Schulservice
1014 Wien
Minoritenplatz 5
Postfach 65

**SCHUL
S·E·R·V·I·C·E**

Zum Ortstarif: (0660) 220



Eine Initiative des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst

**BILDER-
RAHMEN-
FACH-
GESCHÄFT**

im besonderen für alte, aber auch moderne Rahmen. Spezialgeschäft für Bearbeitung und Einrahmung Ihrer wertvollen alten und neuen Bilder.

Einrahmungen, Passepartouts, Spiegel, Rahmenreparaturen.

**RAHMENLADEN
GEORG TRAUTENDORFER**

1070 WIEN, NEUSTIFTG. 62, TEL. 93 76 64



Sieh nur, der Winter liegt hinter dir, fort ist der Regen, die Blumen blühen, die Zeit des Singens ist da. Höre das Gurren der Turtel, raste unter dem fruchte-tragenden Feigenbaum, atme den Duft der Weinstöcke. Auf, meine Schöne, komm! (Hoheslied 2, 11-13) Israel mit EL AL: Mehrmals pro Woche Tages-Direktflüge nach Tel Aviv und Eilat, ultramoderne Jets und völlig freie Reiseplanung. Detailprospekte von EL AL, Kärntner Straße 25, 1010 Wien, Tel. 512 45 61/2/3.

EL AL Holidays
Israel nach
Lust & Laune.
EL AL

Alles Gute!

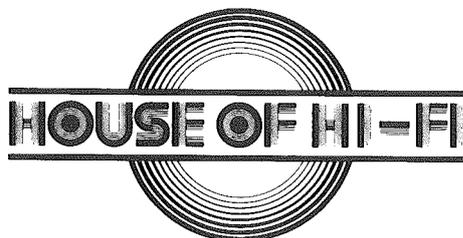


LOTTO

With compliments

Szenkovits

DESIGNERSTOFFE, MODE, SPORTSWEAR
WIEN 1, HABSBURGERGASSE 6
TEL. 533 70 84 DW 74



A-1070 Wien, Neubaugasse 11
Telefon 932779 und 937396
Telefax 5262539

Spezialunternehmen für
hochwertige Hi-Fi und Stereotechnik
Autorisierte Vertretung führender Hi-Fi-Marken
Spezialist für Compact Discs

HOTEL POST

A-1010 Wien, Fleischmarkt 24
Telefon 515 83-0

*Das historische Hotel im Stadtzentrum
wünscht allen Gästen und Geschäftsfreunden
ein schönes Pessach-Fest*

Ein friedliches Pessach-Fest
wünscht die

Währinger Volkspartei,

der Wiener ÖVP-Klubobmann und Bezirksparteiobmann

Johannes Prochaska

und der Währinger Bezirksvorsteher

Karl Homole

Positionen und Ziele des progressiven Judentums

Theodor Much

Das progressive Judentum versucht jüdische Traditionen mit den Anforderungen des modernen Lebens zu verbinden, die Stimme der Vergangenheit mit den Notwendigkeiten der Gegenwart zu vereinen. Für das progressive Judentum steht, wie für alle anderen Strömungen, der Glaube an den Einzigen und Ewigseienden sowie die Anerkennung seiner Lehre — der Tora — im Mittelpunkt.

Das progressive Judentum bekennt sich zur Lehre der Offenbarung und versteht diese nicht als einen einzigen historischen Vorgang, in dem Gott sich abschließend am Berg Sinai schriftlich mitgeteilt habe, sondern als kontinuierliche Offenbarung Gottes in Geschichte und Natur, im Menschen und in seiner Umgebung.

Damit ist auch die Haltung des progressiven Judentums zur schriftlichen und mündlichen Tora beschrieben: Der Pentateuch (die 5 Bücher Moses) ist, wie wir heute durch die Beweisführung der Bibelwissenschaft wissen, nicht eine am Sinai offenbarte Einheit, sondern besteht aus verschiedenen Quellen aus mehreren Epochen, er ist daher für progressive Juden nicht ein Wort für Wort von Gott „diktiert“ Text, sondern das Ergebnis des Ringens überragender Menschen um Gott und sein Wort.

Das gilt auch für den Talmud und die Halacha: Sie sind für den progressiven Juden wertvolle Wegweiser; sie vermögen sein Denken und Handeln zu beeinflussen, aber nicht zu beherrschen. Daß auch frühere Generationen ähnlich dachten, zeigen wesentliche Änderungen der gesetzlichen und religiösen Praxis im Laufe der jüdischen Geschichte bis zum 16. Jahrhundert (als mit der Niederschrift des „schulchan aruch“ durch Josef Karo die-

se Entwicklung unterbrochen wurde) wie z. B.: Die Abschaffung der Todesstrafe (Steinigung), das Verbot der Sklavenhaltung, Verzicht auf Tieropfer (wie es maßgebliche Propheten immer wieder forderten), die Einführung des Probul (Aussetzung des biblischen Schuldenerlasses) und das Verbot der Polygamie im 11. Jahrhundert.

Zum Status der Frau

Für das Judentum ist die soziale und religiöse Gleichstellung der Frau von zentraler Bedeutung.

Generell kann zwar gesagt werden, daß im Judentum Frauen einen besseren Schutz als in der nichtjüdischen Gesellschaft genossen. Es muß uns aber bewußt sein, daß viele — für biblische Zeiten revolutionäre Gesetze zum Schutz der Schwachen (Frauen, Witwen) — mangels Adaptation an die sich permanent verändernden Lebensumstände, mit der Zeit zum Nachteil derer wurden.

Am drastischsten manifestiert sich die „Benachteiligung“ der Frau im Ehe- und Scheidungsgesetz: So kann zum Beispiel eine von ihrem Ehemann verlassene (Aguna) oder nur zivilrechtlich geschiedene Frau (Recht des Ehemannes, den Get = Scheidungsbrief zu verweigern) nicht mehr heiraten, da bei Wiederverheiratung Kinder aus solch einer verbotenen Ehe als Mamserim (Bastarde) — mit all für die Betroffenen negativen gesellschaftlichen Folgen — eingestuft werden. Solche — für heutige Begriffe — unverständliche Gesetze verletzen im übrigen ein wesentliches jüdisches Gebot: „Eltern sollen nicht für ihre Kinder und Kinder nicht für ihre Eltern (mit)bestraft werden“ (Deut. 24,16).

Das progressive Judentum verwirft derartige Gesetze genauso wie die Bestimmung, daß ein Kohen (Nachfahre eines Priesters) keine Geschiedene oder Proselytin heiraten darf; oder die Zeremonie der Chaliza („Schwagerpflicht“).

Ebenso lehnt das progressive Judentum die „Separierung“ der Frau in der Synagoge und ihre „Befreiung“ von der Ausübung vieler Mizwot (religiöse Verpflichtungen) wie: Aufruf zur Tora (paradoxiertweise im Talmud kontraversiell behandelt) oder vom Talmud-Tora Studium (was zur Vernachlässigung der religiösen

Bildung der Frau über viele Jahrhunderte führte) ab.

Im progressiven Judentum werden auch Bar- und Bat Mizwa gleichgestellt, Frauen beim Minjan mitgezählt, sowie in allen Funktionen — auch die der Rabbinerin — zugelassen.

Gottesdienste

Das progressive Judentum legt großen Wert darauf, daß alle Anwesenden dem Gottesdienst folgen und die Gebete auch verstehen können. Die Gebete werden daher gemeinsam sowohl hebräisch als auch teilweise in der jeweiligen Landessprache gesprochen.

Die Tradition der Kopfbedeckung wird ebenso wie das Tragen des Gebetsschals eingehalten.

Die Feiertage werden traditionell — wie in Israel — begangen; außerdem finden zum Jom Ha-azmaut (Unabhängigkeitstag des Staates Israel) und Jom Haschoah (Holocaust-Gedenktag) spezielle Gottesdienste statt.

Sabbat

Der Sabbat gilt als Schwerpunkt. Gottesdienste werden abgehalten zu Erew Sabbat mit darauffolgendem Kiddusch sowie am Sabbatmorgen, häufig mit anschließendem Schiur (Lehrstunde). Was das Fahren zur Synagoge betrifft, glauben progressive Juden, daß es besser sei, an einem gemeinsamen Gottesdienst teilzunehmen, als davon Abstand zu nehmen, nur weil man zu weit von der Synagoge entfernt wohnt.

Kaschrut (Speisegesetze)

Bei Veranstaltungen in der Synagoge und zugehörigen Räumlichkeiten werden die Speisegesetze eingehalten. Außerhalb der Synagoge überläßt man dem einzelnen die Entscheidung, inwieweit ihm die Einhaltung der Speisegesetze dazu dienlich scheint, die jüdische Identität zu wahren und seine Loyalität zum Judentum dadurch zum Ausdruck zu bringen.

Zur Frage „Wer ist Jude“?

Diese Streitfrage wird von den meisten progressiven Gemeinden wie folgt beantwortet: Als Jude gilt, wer jüdische Eltern oder — im Falle einer interkonfessionellen Ehe — eine jüdische Mutter hat; bzw. wer nach den Regeln der Halacha zum Judentum übergetreten ist.

Konversion

Es liegt nicht im Interesse des Judentums, Menschen, die den Weg zum Judentum suchen, Schwierigkeiten zu bereiten.

Solche Menschen werden daher nach gründlicher Vorbereitung und erfolgreich bestandener Prüfung ins Judentum aufgenommen, wobei die rituellen Anforderungen (Beit Din, Mikwe, Beschneidung) erfüllt sein müssen.

Mit dieser Haltung tragen progressive Gemeinden weltweit zur Stärkung und Erhaltung des Judentums bei. p.r.

SCHREIBER Ges.m.b.H.
Steinmetzbetrieb

1110 Wien
Simmeringer Hauptstraße 246
Telefon 761109

**Familien Jiri und Pavel Schreiber
wünschen allen Verwandten,
Bekanntem und Kunden ein
schönes Pessach-Fest!**

Schenken Sie Bäume statt Blumen!

Der **KKL** bringt Ihre Hoffnungen zum Blühen.

KEREN KAYEMETH LEISRAEL

1010 Wien, Stubenring 4, Tel. 512 77 05



Ein friedliches Pessach-Fest
entbietet allen jüdischen Freunden die City-ÖVP
LAbg. GR Peter Neumann

*STATE
OF ISRAEL BONDS*

Neue Adresse:
1010 Wien, Wollzeile 12/13/19
Tel. 512 99 15

*WÜNSCHT ALLEN JÜDISCHEN MITBÜRGERN
EIN SCHÖNES PESSACH-FEST*

WELTWEIT VIA LONDON

BRITISH AIRWAYS

1010 Wien, Kärntner Ring 10
Telephon 505 7691

Die bevorzugte Fluglinie

NOTWENDIGER DENN JE...

*Fraktion sozialdemokratischer Gewerkschafter/innen
Gewerkschaft öffentlicher Dienst*

1010 Wien, Teinfaltstraße 7, Tel. 534 54

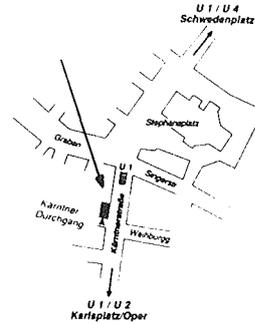


wünscht allen Kunden ein
friedliches Pessach-Fest

**Haarersatz und Perücken
vom Fachmann mit
jahrzehntelanger
Erfahrung**

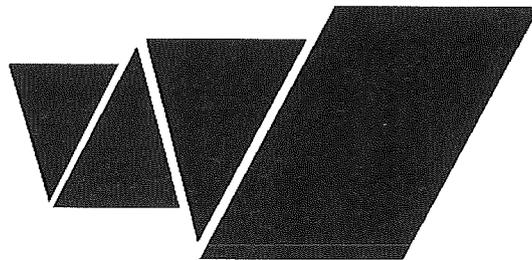
**INTERNATIONALES PERÜCKENHAUS
RUDOLF SCHIFF**

1010 Wien, Kärntner Straße 8
(beim Stephansplatz)
Telefon 0222 / 512 28 79
Montag - Freitag 9 - 18 Uhr
Samstag 9 - 13 Uhr, jeden
1. Samstag im Monat bis 17 Uhr



Wir geben Sicherheit

**WIENER
STÄDTISCHE** 
Die Versicherung



Der Vorstand und die Landesleitung Wien des Österreichischen
Wirtschaftsbundes wünschen allen jüdischen Wirtschaftstreibenden
und Freunden sowie deren Angehörigen ein schönes Pessach-Fest



**ÖSTERREICHISCHER
WIRTSCHAFTSBUND**

Landesgruppe Wien
1010 Wien, Falkestraße 3/3

Überreichung des Österreichischen Museumspreises des Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung 1991 an das Jüdische Museum Hohenems



Dem jüdischen Museum Hohenems, das im April 1991 eröffnet wurde, wurde der Österreichische Museumspreis 1991 des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung zuerkannt.

Dieser Preis ist mit 100.00,- öS dotiert und wurde gestiftet, um die österreichischen Museen anzuregen, ihre Präsentation und Vermittlung zu verbessern. Die bei der Beurteilung berücksichtigten Kriterien sind demzufolge die Originalität der dem Museum zugrundeliegenden Idee, die ausstellungstechnische Umsetzung und Gesamthomosphäre, der Einfallreichtum der gesamten Vermittlungsarbeit und die Verhältnismäßigkeit der aufgewendeten Mittel. Der Jury gehören der Bundesminister für Wissenschaft und Forschung und sechs weitere Personen an, die von ihm nach Anhörung des Österreichischen Nationalkomitees ICOM für drei Jahre bestellt werden.

Aus den Beurteilungen der Jury:

„Das jüdische Museum in Hohenems zeichnet sich durch ein fundiertes wissenschaftliches Konzept aus, das in bestechender Weise – mit großzügiger Unterstützung der öffentlichen Hand und mit Hilfe eines guten Architektenteams – umgesetzt wurde.“

„Für das Jüdische Museum mußten sehr beträchtliche Mittel aufgewendet werden. Das Ergebnis zeugt aber von einem effizienten Einsatz. Es ist dadurch ein Museum entstanden, das alles das aufweist, was man heute von einem Museum erwartet. Die engagierte wissenschaftliche Leitung des Museums bietet darüberhinaus die Gewähr, daß das Jüdische Museum von Hohenems die Rolle eines lebendigen Kulturzentrums für Stadt und Land erfüllt.“

„Die Präsentation der Ausstellungsobjekte, die auch mit Hilfe der Bevölkerung zusammengetragen wurden und laufend ergänzt werden, zeichnet sich durch eine hohe architektonische Qualität und Originalität der Präsentation aus, die fast richtungs- und beispielgebend für künftige Museumseinrichtungen angesehen werden kann.“

„Das Museum leistet Bildungsarbeit auch in weitem Umkreis für Vorarlberger Schulen.“

„Insgesamt vermittelt das Museum eine ganz ausgezeichnete Atmosphäre, ist vom Inhalt her von größtem historischen, aber auch landesgeschichtlichen Interesse.“

Der Preis wurde dem Museum am 27. März 1992 von Bundesminister Dr. Erhard Busek persönlich überreicht. So kennzeichnet diese Feier zugleich auch das Ereignis des einjährigen Bestehens des Hauses, das in diesem Zeitraum 12.000 Besucher zählen konnte. 160 Gruppen wurden in den vergangenen 11 Monaten durch die permanente Ausstellung des Museums geführt, was ein bis zwei Gruppenführungen pro Eröffnungstag gleichkommt..

Die Zuerkennung des Österreichischen Museumspreises bedeutet für die Verantwortlichen des Museums wie auch für die mit der Errichtung Betrauten eine hohe Anerkennung. Sie ermutigt, die Arbeit an und im diesem Museum dem anerkannten Standard gemäß fortzusetzen.

GRATIS Abonnement!



An das
Amt der Vorarlberger Landesregierung
6900 Bregenz, Landhaus

Ich wünsche die kostenlose Zusendung
der vierteljährlich erscheinenden Informations-
schrift „VORARLBERG-BERICHT“.

Name (in Blockbuchstaben) _____

Postleitzahl _____ Ort _____

Straße _____

Unterschrift _____

Oberster Elektroingenieur Moses Burstyn 1841–1904

Dieter Winkler

Moses Burstyn wurde im Jahre 1841 als Sohn jüdischer Eltern in Lemberg in Galizien geboren, absolvierte dort nach der Grundschule die Oberrealschule und besuchte außerdem ab 1863 die Übungen des chemischen Laboratoriums dieser Schule. Nach der Matura studierte er am k. k. Polytechnischen Institut in Wien die Fächer Physik, organische und anorganische Chemie, Mineralogie, Pflanzenanatomie, Mikroskopie und Mathematik. Diese Anstalt besuchte er mit bestem Erfolg und praktizierte anschließend in einer chemischen Fabrik in Meidling in Wien.

Am 28. Februar 1867 wurde Burstyn als Assistent mit dem Lohne eines Arbeiters 1. Klasse im chemischen Laboratorium der k. k. Kriegsmarine im Seearsenal in Pola aufgenommen und blieb in diesem Range bis 31. August 1868. Burstyns dortiger Vorgesetzter war der Marinechemiker und Maschinenbau-Ingenieur Franz Ginzkey, der Vater des bekannten Dichters und ehemaligen Marineakademikers

Franz Karl Ginzkey. Ingenieur Ginzkey erkannte sehr bald die Fähigkeiten des jungen Burstyn und qualifizierte ihn in einem Gesuch an das Arsenalkommando als sehr fleißig, mit großer Geschicklichkeit, als eine wertvolle Hilfe im Laboratorium und bat das „löbliche k. k. Arsenalkommando“, die Beförderung zum Assistenten des chemischen Laboratoriums in der Eigenschaft eines provisorischen Werkführers 2. Klasse beim hohen k. k. Reichskriegsministerium vorzuschlagen und zu befürworten. Zur selben Zeit wurde auch ein Gesuch des Vereins zur Pflege der Wissenschaft in Pola, dessen Vorstandsmitglied Burstyn war, an den Kommandanten und Chef der Marine-Sektion im Reichskriegsministerium, Viceadmiral Wilhelm von Tegetthoff, mit der Bitte um standesgemäße Beförderung vorgelegt. Dieser Verein hatte es sich zur Aufgabe gemacht, durch Vorträge und kleinere Publikationen, wie z. B. eine regelmäßig erscheinende Vereinszeitung, das maritime, militärische und das allge-

meine Wissen in Pola zu fördern und auf den allerletzten Stand zu bringen. Ab dem Jahre 1876 hatte der Verein seinen Sitz im Marine-Casino von Pola.

Trotz dieser Referenzen wurde Burstyn im Herbst 1868 nur Verwaltungsoffizial 4. Klasse, gegen 1/2jährige Kündigung und ohne Anspruch auf irgendeine Entschädigung ernannt, und endlich im Mai 1870 erhielt er den Rang eines Maschinenbau-Ingenieurs 3. Klasse. Außer seiner Tätigkeit als Chemiker im Laboratorium des Seearsenals, wirkte er auch als Lehrer in der Maschinenjungenschule und Maschinenunteroffiziersschule und hielt den jährlichen Kursus über allgemeine Chemie für die Seeoffiziere der Torpedo- und Seeminen-Abteilung ab.

Bereits im Jahre 1872 erschienen Artikel von Burstyn in der Marinezeitschrift „Archiv für Seewesen“ und, nach deren Einstellung, in den „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens“, in denen er regelmäßig, bis zu seinem Tode im Jahre 1904, eine oder mehrere Publikationen über Chemie oder Elektrotechnik schrieb. Im Mai 1874 erhielt er seine Ernennung zum Maschinenbau-Ingenieur 2. Klasse und Anfang 1882 zu dem 1. Klasse. Außerdem wurde er April 1882 Mitglied der „permanenten Artillerie-Kommission der k. k. Kriegsmarine“.

Außer seiner publizistischen Tätigkeit in der Redaktion der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens“ verfaßte er zahlreiche Lehrbücher und Dienstbehelfe, z. B. das 1882 erschienene Buch „Die elektrische Beleuchtung in der k. k. Kriegsmarine“ oder das 1892 erschienene Lehrbuch für Unteroffiziere für den elektrotechnischen Unterricht.

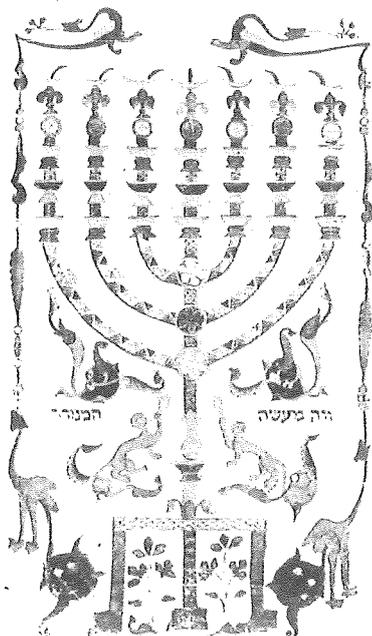
Im Jänner 1884 erhielt Burstyn zufolge Allerhöchster Entschließung das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone in Anerkennung seiner bei der Internationalen elektrischen Ausstellung in Wien im abgelaufenen Jahre erworbenen Verdienste. Juli 1885 wurde er Vorstand der 6. Abteilung des Marinetechnischen Komitees.

Auch als Erfinder war er tätig: 1886 wurde das von ihm verbesserte Trockenelement in der Kriegsmarine eingeführt und er mit Admiralsbefehl für seinen besonderen Eifer und seine erfolgreiche Tätigkeit belobigt. Das Trockenelement System Burstyn wurde u. a. für den Betrieb der Telegraphenapparate auf den k. u. k. Kriegsschiffen verwendet. November 1891 erfolgte seine Ernennung zum Elektro-Oberingenieur 3. Klasse, ein Jahr darauf zu dem der 2. Klasse, und Mai 1896 wurde er Elektro-Oberingenieur 1. Klasse, und außerdem wurde ihm 1898 das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens verliehen.

In Würdigung seiner Verdienste wurde er im November 1903 zum Obersten Elektroingenieur ad personam ernannt.

Mitten aus seiner wissenschaftlichen Tätigkeit herausgerissen, starb Burstyn nach einer 34jährigen, effektiven Dienstzeit im Aktivstand am 17. Oktober 1904 in Spital an der Drau.

Jüdische Lebenswelten

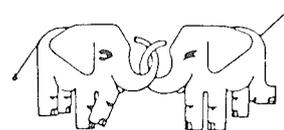


Die große Berliner Ausstellung „Jüdische Lebenswelten“ mit über 2.000 kostbaren Exponaten (links: Bibel mit Menora, Rom um 1300) öffnete nach fünfjähriger Vorbereitungszeit im Martin Gropius-Bau ihre Pforten. Die Schau, zu der über 350 Leihgeber in aller Welt beigetragen haben, sollte über Vielfalt und Reichtum der jüdischen Kulturen aufklären, sagte der Leiter der Berliner Festspiele, Ulrich Eckhardt, bei der Vorbesichtigung vor Journalisten. Die Besucher sollen mehr über das jüdische Leben wissen, weil „alles Geheimnisvolle ein schlechter Nährboden ist“, so Eckhardt.

Die Ausstellung stellt einerseits das jüdische Leben in seiner geschichtlichen Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart dar und dokumentiert gleichzeitig gegensätzliche jüdische Kulturen in aller Welt. In 22 Räumen soll der Besucher die Vielfalt jüdischen Lebens in einem unterschiedlichen Umfeld kennenlernen. Dabei werden Osteuropa, Berlin, der Jemen, Marokko, Toledo, Izmir, Saloniki und Amsterdam ebenso berücksichtigt wie Amerika, Indien, Palästina und Israel. Die Religion ist dabei nur ein Aspekt neben Kunst und Alltagsleben der einzelnen jüdischen Kulturen in ihrem jeweiligen Umfeld.

Im zentralen Lichthof des Gropius-Baus steht das Wort als verbindendes Element aller jüdischen Lebenswelten im Mittelpunkt. Hier sind kostbare früheste biblische Schriftrollen zu sehen wie Werke jüdischer Autoren. Die Grundzüge der jüdischen Religion, wie die Bedeutung des Schabbats und der Synagogen werden im ersten Abschnitt vorgestellt. Dann folgen die mittel- und osteuropäischen Lebenswelten am Beispiel Berlins und Wilnas.

Die SPÖ Hernals
 ersucht um das
 Vertrauen für
 Dr. Rudolf Streicher



Liebe ist ... bei Ramy zu shoppen

Karten für
BAT-MITZVAH
BAR-MITZVAH
PESSACH
MASEL-TOV
TODAH
 Quitli Karten
Geburtstag
 Hochzeit
 diverse Karten und Billets
 für jüdische und
 nichtjüdische Anlässe

Ramy

1010 Wien, Rotenturmstraße 24
 Telefon 535 33 88, Telefax 638 719

Simon Deutsch
 GESELLSCHAFT M. B. H. & CO. KG

wünscht allen Kunden und Freunden
 ein friedliches Pessach-Fest

IMPORT • EXPORT • TRANSIT

A-1010 Wien, Fleischmarkt 7
 Telefon 533 75 77 und 533 75 59
 Telex: 135808, Fax: 5335879

Machen Sie Ihr Spiel

CASINOS AUSTRIA

Baden • Badgastein • Bregenz • Graz • Kitzbühel • Kleinwalsertal • Linz • Salzburg • Seefeld • Velden • Wien • Innsbruck (Eröffnung Dez. 1992)

Von Montag bis Sonntag erwarten wir Sie täglich bei

Americ. Roulette, Franz. Roulette, Baccara, Black Jack, Poker, Red Dog, Sic Bo, Glücksrad und Spielautomaten.



Damit Sie beim Kredit

nicht draufzahlen ...

DIE ERSTE
 Nehmen Sie uns beim Namen

DACHDECKER · BAUSPENGLER · SCHWARZDECKER



216 68 91-93

FAX 216 68 94

1020 WIEN · GROSSE SCHIFFGASSE 24

Althausanierung	Eternit-Dächer	Schneeschutzanlagen
Blechanstriche	Fassadenbleche	Sturmschadendienst
Blech-Dächer	Kaminstandsetzung	Taubenabwehr
Bramac-Dächer	Lichtkuppeln	Terrassensanierung
Dachausbauten	Preßkiesdächer	Velux-Fenster
Dachflächenfenster	Regenschadendienst	Winterbetreuung
Dach-Service-Abos	Rinnenreinigung	Ziegel-Dächer

SÄMTLICHE NEUARBEITEN UND REPARATUREN

Dr. Elyahu TAMIR

wünscht
allen Bekannten
und Freunden
ein schönes
Pessach-Fest!

Die Bezirksparteileitung
Margareten der ÖVP entbietet
allen jüdischen Mitbürgern ein
friedliches Pessach-Fest



Die ÖVP

Die ÖVP-Ottakring wünscht
allen jüdischen Mitbürgern ein
friedliches Pessach-Fest



ALFRED WURSTBAUER
Geschäftsführender Bezirksobmann
und Klubobmann der Bezirksräte von
WIEN-Ottakring

Allen jüdischen Mitbürgern
und ihren Angehörigen
die besten Glückwünsche
zum Pessach-Fest
entbietet

Mag. Franz Karl

Gemeinderat der Stadt Wien



ATLASTOURS

Flugscheinausgabe GesmbH
A-1011 Wien, Weiburggasse 21
Tel. 512 10 84, 512 12 45, 512 84 07

wünscht allen Kunden und Bekannten
ein schönes Pessach-Fest

FRISÖR SAMY

Ein team mit einer Filosofi

1. MODELLIEREN STATT schneiden.
2. Kreieren statt kopieren
3. ERST HÖREN DANN AGIEREN
4. Beraten statt überrumpeln

GEHT'S UMS MODISCHE FRISIEREN, MUSST DEN SAMY KONTAKTIEREN

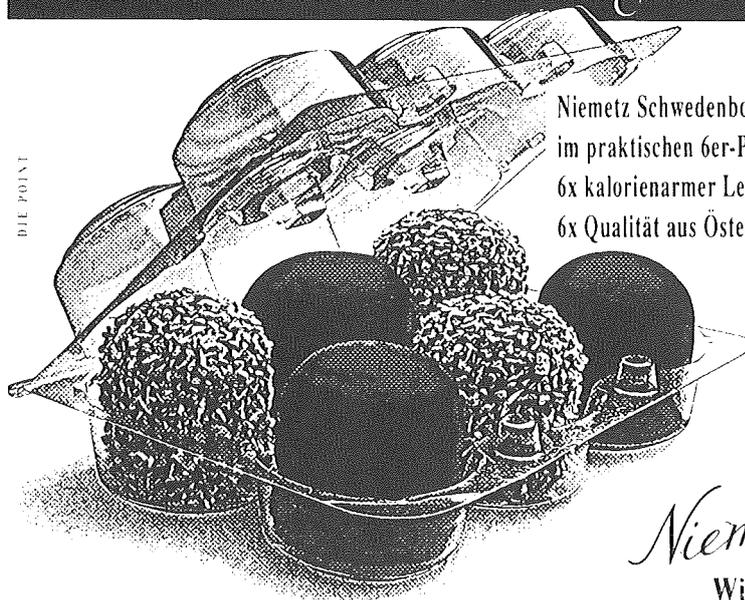
1160 Wien,

Ottakringer Straße 168

Voranmeldung:

Tel. 45 97 74

6 x das Original



Niemetz Schwedenbomben
im praktischen 6er-Pack bedeuten:
6x kalorienarmer Leichtgenuß
6x Qualität aus Österreich

Niemetz

Wien

Der Bezirksvorsteher
von Josefstadt,
Ludwig Zerzan,
wünscht allen
jüdischen Mitbürgern
ein schönes
Pessach-Fest!

Der Bezirksvorsteher
von Mariahilf,
Mag. KURT PINT,
wünscht allen jüdischen
Mitbürgern ein schönes
Pessach-Fest!

DDR. LENGHEIMER
wünscht allen
jüdischen Mitbürgern
ein schönes
Pessach-Fest!

Der Bezirksvorsteher-Stellvertreter
vom Alsergrund,
Wolfgang Schmied,
wünscht allen
jüdischen Mitbürgern
ein schönes Pessach-Fest!

Martin Müllauer
wünscht allen seinen
Freunden und Bekannten
ein schönes
Pessach-Fest!

Firma
**Johann G. Heller
und Kalman Heller**

1160 Wien, Hasnerstraße 34
Telefon 92 72 14, 92 02 54
entbietet allen Freunden
ein schönes Pessach-Fest

dox-Spula

Textil Ges. m. b. H. und Co. KG
Bandfabrik

2120 Walkersdorf, NÖ
Wiener Straße 39
Telefon 0 22 45/25 91

Dolly-Spielwaren

Spielwarengroßhandel

1060 Wien, Millergasse 42-44
TELEFON 597 17 17, 597 22 15
Telex 136454

Zum jüdischen Pessachfest
wünscht die

Döblinger Volkspartei
mit
Bezirksvorsteher
Adolf Tiller
alles Gute

Familie
Robert Herzlinger
Fellgroßhandlung

1060 Wien, Liniengasse 2 a

wünscht allen Kunden, Freunden
und Bekannten ein
schönes Pessach-Fest!

**Rosi Holler, Ivan Holler
und Kinder**

wünschen allen Freunden,
Kunden und Bekannten ein
schönes Pessach-Fest!

LAZAR KAHAN

Import – Großhandel
Kaffee, Tee, Kolonial- und Süßwaren,
Lebens- und Genußmittel

UND FAMILIE

wünschen allen Kunden, Verwandten und
Freunden ein friedliches Pessach-Fest

Malerei und Anstrich
Fa. Schwedler

Inh. Walter Hoffmann, GesmbH.
Nachfolger KG

1180 Wien, Staudgasse 40
Telefon 403 33 24
FAX: 403 33 24-20

GALERIE HEINZE

MALEREI DER
ZWISCHENKRIEGSZEIT UND DER
VERSCHOLLENEN GENERATION

A-5020 SALZBURG · GISELKAI 15
TELEFON 0662/872-2-72

MO- FR 10.00-12.00, 15.00-18.00 UHR
SA 10.00-12.00 UHR

TRADEX

Büromaschinen • Büromöbel • Bürobedarf •
Personal Computer • Reparatur und Service
FAX-Geräte

A-1020 Wien, Taborstr. 43
Telefon 216 30 87 und 216 40 18
Fax 216 308 716

Tradex Computer Shop

Heim- und Personal-Computer • Software •
Zubehör • Literatur

A-1020 Wien, Taborstr. 21a
Telefon 33 61 97

Mag. Albert Engel

Marc Schwarz

Zu Roda Rodas 120. Geburtstag

Meir Faerber

Am 13. April 1872, also vor gerade 120 Jahren, wurde in Puszta Zdeni in Slawonien, das jetzt zu Kroatien gehört, damals ein Teil der Habsburger Monarchie, Alexander (Sandor) Friedrich Ladislaus Rosenfeld geboren. Sein Vater änderte den Familiennamen zu Roda. Da Alexander (der Sohn) seine ersten Schritte als Schriftsteller, bis 1907, zusammen mit seiner jüngeren Schwester, Maria, ging und Erzählungen unter dem Namen Roda Roda publizierte, blieb er dann bei diesem Pseudonym. Er war als Schriftsteller und Rezitator seiner Werke ein typischer Österreicher und bis zur Nazizeit spielte diesem in seiner Eigenart auch jüdischen Autor sein Judesein kaum eine Rolle.

Im 21. Lebensjahr begann er als Einjährig-Freiwilliger im Österreichischen Artillerieregiment in Graz seinen Militärdienst, den er 1902 im Range eines Oberleutnants verließ. Um seine Bildung zu ergänzen und seine Welt- und Menschenkenntnis zu bereichern, unternahm er mehrere Reisen, ließ sich 1904 in Berlin, 1906 in München nieder. Vorher war er auch Reit- und Fechtlehrer in Balkanländern. Eine Liebesaffäre mit einer russischen Tänzerin verarbeitete er 1902 literarisch zu einem Schauspiel „Dana Petrowitsch“, das u. a. in Prag, Petersburg, Leipzig und Wien erfolgreich aufgeführt wurde.

1907 wurde er wegen despektierlicher Herabsetzung des Militärs, das seinen Humor nicht vertrug, obwohl er gar nicht so sehr bissig oder sarkastisch war, seines Rangs als Reserveoffizier für verlustig erklärt. Seit 1903 publizierte er eine Unzahl unterhaltsamer Erzählungen, die wie ein buntes Mosaik das Zusammen- und Nebeneinanderleben der unterschiedlichen Völkerschaften und ihrer typischen Gestalten im alten Österreich und darüber hinaus darstellten. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte er wieder Militärdienst zu leisten, nun aber, wie auch andere Schriftsteller, im Presseamt des österreichischen Oberkommandos, für das er die unterschiedlichen Fronten besuchte und Berichte erstattete.

Manche Leser werden sich noch an einige seiner damals populärsten Bücher erinnern, wie „Von Bienen, Drohnen und Baronen“ (1908), das (gemeinsam mit Carl Rössler verfaßte) Lustspiel „Der Feldherrnhügel“ (1910), das in Österreich von der Zensur verboten wurde, aber in Deutschland die Bühnen eroberte, „500 Schwänke“ (1912). Seine Sammlung „Welthumor“ in sechs Bänden wurde ein Bestseller und in viele Sprachen übersetzt. Es waren zwei literarische Besonderheiten, in denen er Spitzenklasse erreichte und die ihn berühmt machten: seine Meisterschaft humorvoller Kurzprosa in der

Darstellung der Typen und des Lokalkolorits seiner ostösterreichischen Heimat und der Exotik des Balkans — und seine Übersetzungskunst, die ihm ermöglichte, mit viel Einfühlungsvermögen Dichter Sloweniens, Serbiens, Kroatiens, Bosniens und Bulgariens den deutschsprachigen Lesern in einer Vielfalt an Anthologien zugänglich zu machen.

Zu seinen Rezitationsabenden auf seinen zahlreichen Vortragsreisen erschien er in einer grellroten Weste und mit Monokel. An dieses sein „Markenzeichen“ erinnert der Titel seines 1945 publizierten Auswahlbandes „Die rote Weste“.

Als er nach einem Unfall den Militärdienst verließ, berief ihn Ludwig Thoma zur ständigen Mitarbeit an den „Simplizissimus“, für den er schon vorher gelegentlich geschrieben hatte und in dem er

tausende humorvolle Anekdoten publizierte, die dann gesammelt in mehreren Büchern erschienen und reißenden Absatz fanden. Vortragsreisen führten ihn auch nach Nordamerika. Beim Aufkommen des Nazismus zog er nach Wien, flüchtete am 9. März 1938 in die Schweiz. Aber der Schweizerische Schriftstellerverein disqualifizierte ihn der rigorosen Fremdenpolizei gegenüber als „für die Bereicherung des Schweizer geistigen Lebens unbedeutend“, so daß er unter strengem Publikationsverbot Aufenthaltserlaubnis nur für ein Jahr bekam. Über Südfrankreich, Spanien und Portugal floh er nach New York, wo ihn der von Manfred George geleitete „Aufbau“ zur Mitarbeit einlud. Hier in New York verschied Roda Roda am 20. August 1945.

Berthold Auerbach, Meister deutscher Dorf-Erzählung (1812–1882)

Meir Faerber

In der Epoche des aufkeimenden Liberalismus war Auerbach ein besonders überzeugendes Beispiel eines bewußt jüdischen Schriftstellers im Bereich der deutschen Literatur. Der am 28. Februar 1812, also vor gerade 180 Jahren, im württembergischen Schwarzwaldort Nordstetten geborene Berthold Auerbach, war gleichermaßen Vorkämpfer der jüdischen Emanzipation und Gleichberechtigung wie des großdeutschen Liberalismus.

Von Haus aus war sein Name eigentlich Moses Baruch Auerbacher. Er wuchs in seinem Geburtsort, wohlbehütet von den Eltern, im Kreise seiner zehn Geschwister heran. Da er Rabbiner werden sollte, brachte ihn sein Vater, als er zwölf Jahre alt war, auf die Talmud-Thorah-Schule nach Hechingen und dann an eine weiterführende jüdische Schule nach Karlsruhe. Dem Heranwachsenden erschien jedoch unwahrscheinlich, daß er seine Interessen als Rabbiner und Religionslehrer würde voll befriedigen können — und so wechselte er nach Stuttgart über, um dort die oberen Gymnasialklassen zu beenden. Er studierte dann an der Universität in Tübingen, anfangs Jus, später an der philosophischen Fakultät.

In seiner Jugend trat er für radikal-liberale Ideen und Tendenzen der Judenemanzipation ein. Außer in Tübingen (1832) studiert er auch in München (1833). Dort wurde er als Radikalliberaler und Mitglied der verfolgten Burschenschaften von der Universität verwiesen und 1837 verbüßte er eine zwei-

monatige Haftstrafe im Festungsgefängnis Hohenasperg, bevor er endlich in Heidelberg seine Studien abschließen konnte.

In seiner Studienzeit schrieb und publizierte er „Das Judentum und die neueste Literatur“ (1836), dann im Geiste von Aufklärungs- und Humanitätstendenzen seine historischen Romane „Spinoza, ein Denkerleben“ (2 Bde, 1835–37) und „Dichter und Kaufmann, ein Lebensbild aus der Zeit Moses Mendelssohns“ (2 Bde, 1840). In seiner freundschaftlichen Beziehung zu Karl Gutzkow spielte die gemeinsame Unterstützung der jungdeutschen Tendenzen jener Zeit, aber auch die Thematik ihrer literarischen Arbeiten eine Rolle, denn Auerbach befaßte sich mit Spinoza und Gutzkow publizierte 1847 sein Drama über einen anderen, ebenfalls kontroversen jüdischen Religionsphilosophen, nämlich „Uriel Acosta“. Schon früher hatte er u. a. in seiner Tragödie „König Saul“ (1839) ein jüdisches Thema behandelt. Berthold Auerbach übersetzte auch Spinozas Werke ins Deutsche (5 Bände). In den Jahren 1841–1845 redigierte er einen im Geiste jener Zeit auf Familien-Unterhaltungs-Literatur eingestellten „Kalender“ in Karlsruhe, der ihn populär machte. Aber den großen Durchbruch, den literarischen Ruhm brachten ihm die in den Jahren 1843 bis 1856 geschriebenen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, die gesammelt in vier Bänden erschienen. Während dieser Jahre wechselte er wiederholt seinen Wohnsitz, und zog von

Fortsetzung auf Seite 11



FREIER WIRTSCHAFTSVERBAND LEOPOLDSTADT

Wir wünschen den jüdischen Kaufleuten alles
Gute zum Pessach-Fest

Komm.-Rat Josef E. Maly
Bezirksobmann

herder
VIELE SCHÖNE SEITEN.

1010 Wien, Wollzeile 33
Telefon 0222/512 14 13 Serie

Hotel Cristall

Franzensbrückenstr. 9
1020 Wien
Tel. 26 81 42

Hotel Congress

Wiedner Gürtel 34-36
1040 Wien
Tel. 505 91 65

Familien Max und Erwin Rosenberg wünschen allen Bekannten, Kunden
und Freunden ein schönes Pessach-Fest

Kosmetikprobleme? Figurprobleme?

Rufen Sie noch heute an, und sichern
Sie sich einen Beratungstermin.

☎ 804 37 83

Lentini

Kosmetiksalon

12, Hetzendorfer Straße 155
Mo-Fr 9-20 Uhr, Sa 9-12 Uhr

- FUSSPFLEGE
- PARFÜMERIE-REFORM
- SCHLANKHEITSBEHANDLUNGEN
- CELLULITEBEHANDLUNGEN
- AROMATHERAPIE
- MODELLAGEN ● FARBTERAPIE
- LASER ● CELLSAN ● TRISTYLING

Der kürzere Weg...

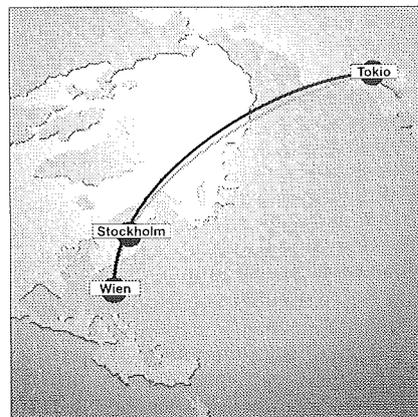
Zum Beispiel: Wien - Tokio

Jeden Montag und Donnerstag via Stockholm.

Von hier erreicht man Tokio non-stop.

Mit SAS, die Vielflieger als eine der pünktlichsten
Airlines kennen.

Nach einer Gesamtflugzeit von 13 Stunden ist man
am Ziel - um gut eine Stunde schneller als auf
anderen Routen.



SAS
SCANDINAVIAN AIRLINES

„Jüdisches Leben ist nicht museal...“

Das „Jüdische Institut für Erwachsenenbildung“ (1020 Wien, Praterstern 1, Tel. 222/21 61 962) wurde 1988 auf Privatinitiative von Kurt Rosenkranz gegründet und am 15. September 1989 offiziell eröffnet. Das Konzept lautet, zusammengefaßt: Eine jüdische Bildungsinstitution, getragen von Juden mit dem Ziel, Nichtjuden anzusprechen; mit dem rechtlichen Status einer Volkshochschule. Im Kursjahr 1990/91 kamen insgesamt fast 1.000 Besucher zu den verschiedenen Veranstaltungen.

David: *Welches Programm ist für die nächste Zeit geplant?*

Bettelheim: Neben unserem kontinuierlich laufenden Basisprogramm gibt es in jedem Semester einen Programmschwerpunkt. In diesem Frühjahr bietet sich als Thema natürlich „500 Jahre sephardisches Judentum“ an, das wir mit zwei Vortragsreihen abdecken; dem ersten Teil haben wir den Titel: „Spaniens Juden“ gegeben, er endet mit dem Jahr 1492, (insgesamt fünf Abende), der zweite Teil beginnt mit 1492 und heißt: „Spagnole Sinepatria — Die Diaspora.“ Diese Reihe umfaßt sechs Abende.

David: *Auf welche Aspekte wird bei diesen Vorträgen Wert gelegt? Zum Jahr 1492 gibt es ja sehr viele Veranstaltungen.*

Bettelheim: Ein Orientierungspunkt ist die sephardische Diaspora ganz generell. Ein sehr wichtiger Bezugspunkt werden auch die Sephardim im Habsburgerreich sein. Und was ganz wichtig ist: Wir haben unser Programm nicht als reine Vortragsreihe geplant, sondern in einem „multimedialen“ Rahmen, das heißt also, es ist nicht rein historisch-wissenschaftlich orientiert, sondern mit Musik und Literatur, und z. B. auch einem Videofilm. Er heißt: „Liebe ist ein Spiel auf Zeit“ von Moshe Mizrahi.

David: *Welche anderen Themen gibt es im heurigen Frühjahrsprogramm?*

Bettelheim: Neben dem Spanien-Schwerpunkt gibt es noch ein zweites Thema, nicht in Form einer Vortragsreihe, sondern als Symposium. Es findet vom 21. bis 23. Mai statt: Geschichte und Gegenwart ostjüdischer Einwanderung in Wien. Dieses Thema ist ja nicht nur historisch interessant, sondern sehr aktuell, insbesondere durch die Einwanderung der Juden aus der Sowjetunion in den letzten Jahren. Das dreitägige Symposium hat den Titel „Vom Stetl auf die ‚Mazzesinsel‘“, es wird dort die aktuelle Integrationspolitik von verschiedenen Institutionen thematisiert werden — was geschieht, was sollte geschehen — es ist weiters eine Podiumsdebatte geplant: „Integration — Assimilation — Recht auf Autonomie?“ — dieses Spannungsfeld, das in Wien ja ein klassisches Problem ist, seit über hundert Jahren . . . Das Symposium ist hauptsächlich mit inländischen Referen-

ten besetzt, es kommt aber auch eine Universitätsdozentin aus Dänemark, Dr. Helen Krag, eine wirkliche Fachfrau für Minderheiten in der Gegenwart. Sie ist eine der wenigen kompetenten europäischen Fachleute auf diesem Gebiet.

David: *Das Institut gibt es nun im dritten Jahr; hat sich im Lauf der Zeit etwas verändert, was die Zusammensetzung der Leute betrifft, die kommen, bzw. was die Annahme der Veranstaltungen durch die Leute betrifft? Was gibt es für Reaktionen? Macht sich das gespanntere Klima im Augenblick in irgendeiner Weise bemerkbar?*

Bettelheim: Kaum. Das Institut ist konzipiert wie eine Volkshochschule, es sollte wie eine Volkshochschule funktionieren und es läuft auch tatsächlich wie eine Volkshochschule. Es ist zwar so, daß der Anteil der jüdischen Zuhörer klarerweise größer ist, als in einer normalen Wiener Volkshochschule, aber sonst gibt es ein bunt gemischtes Publikum, es sind Junge und Alte, Frauen, Männer — ein ganz normales Publikum.

David: *Was gibt es für Motive, warum kommen die Leute: kommen Leute, „die eh schon alles wissen“ und für die man so etwas gar nicht machen müßte, oder tatsächlich Menschen, die nicht viel über das Judentum wissen und die sich ernsthaft informieren wollen?*

Bettelheim: Es gibt beides. Es gibt sehr viele, die sich wirklich dafür interessieren. — Es ist ja etwas passiert in Österreich nach '45, über Juden wurde immer nur geredet, aber mit Juden konnte man nicht reden. Und hier bei uns ist die Chance, daß man mit Juden reden kann. Das ist sicher ein ganz wichtiges Moment, das für viele Nichtjuden, die kommen, ganz entscheidend und ausschlaggebend ist.

Es kommen Leute, weil sie etwas erfahren wollen übers Judentum, wobei ich die Erfahrung gemacht habe, daß dort, wo es um allgemeinere Themen geht, das Interesse sehr groß ist. „Einführung ins Judentum“, Bibel, Talmud, Feiertage, Alltagsleben usw. sind sehr gefragt. Aber alle Vorträge, die von der Themenstellung her ein bißchen anspruchsvoller sind, „gehen“ eher schlecht. Das heißt, Themen, die eigentlich von den Referenten und von der Themenstellung her in den Bereich der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu finden sind, werden eher schwach besucht. Das liegt wohl daran, daß viele der Besucher eben eher „Grundinformationen“ suchen.

Es ist allgemein so, daß bei der Auseinandersetzung mit speziellen Themen der Kreis derer, die man anspricht, einfach kleiner ist. Ein einfaches Beispiel: wenn man eine Reihe über die Geschichte des christlichen Antisemitismus bringt, dann sitzen 30 bis 40 Hörer da. Das ist auch im

vorigen Jahr tatsächlich so gewesen. Wenn ich aber eine Reihe ansetze über Geschichte des linken Antisemitismus, was nicht nur ein heikles und historisch belastetes Thema ist, sondern ein spezielles Thema im ganzen Komplex des Antisemitismus, dann kommen nur zehn bis fünfzehn Leute. Oder eine Reihe über jüdische Musik, die ein bißchen in das folkloristische hineingeht, ist „bummvoll“, aber etwas soziologisch-historisches ist entsprechend schwächer besucht. Man muß aber betonen, daß das nicht an der jüdischen Thematik liegt, sondern in allen Volkshochschulen so ist.

David: *Hat sich das „Jüdische Institut für Erwachsenenbildung“ inzwischen als feste Einrichtung in Wien etabliert?*

Bettelheim: Ja. Die Aufbauphase ist vorbei, wir sind eine stabilisierte Institution. Wir sind „voll“. Was es am Anfang in der Gründungsphase gegeben hat, Kurse, Vortragsreihen oder auch Einzelsprechstunden, die man mit ein oder zwei Hörern ein Semester lang über die Bühne geschleppt hat, gibt es nicht mehr. Wir können besser kalkulieren, welche Themen „ziehen“.

Viel entscheidender aber ist, daß die Menge der Leute, die man anspricht, inzwischen schon so groß ist, daß es kein Risiko mehr gibt. Am Anfang, als wir das erste Programm verschickt hatten, umfaßte unsere Adressenkartei insgesamt 600 Adressen, inzwischen sind es über 2.000. Wir verteilen viele Programme an diverse Institutionen etc., insgesamt sind es jetzt 6.000 Stück, zu Beginn waren es nur 1.500! Dadurch also, daß man viel mehr Personen über das Programm informiert, kommen auch mehr. Es gibt sogar bestimmte Reihen, die so voll sind, daß ich nicht weiß, wo ich die Leute hinsetzen soll. Z. B. die „Einführung ins Judentum“ besuchen über 60 Leute — was aber sicher auch am Referenten liegt: Oberrabbiner Eisenberg ist sozusagen ein Publikums-magnet.

David: *Zur aktuellen Diskussion um die Neonazis. Die Probleme sind eigentlich seit Jahren bekannt, aber erst jetzt wird man in der Öffentlichkeit aufmerksam. Was ist hier in Österreich versäumt worden? Kann eine Einrichtung wie dieses Institut etwas bewirken? Kann es zu einer gesellschaftspolitischen „Erziehung“ der Menschen beitragen?*

Bettelheim: Also das, was seit vielen vielen Jahren und Jahrzehnten unter dem Stichwort des „hilflosen Antisemitismus“ läuft . . .“

Meiner Meinung nach, und ich stütze mich da auf die Theorie des Jean-Paul Sartre in seinem Essay über den Antisemitismus, muß man erkennen: Der Antisemitismus ist unvernünftig und er will unvernünftig sein, der Antisemit beharrt

darauf, daß er unvernünftig ist in einer Welt der Vernunft, also kann man ihm auch nicht mit Vernunft beikommen. Da nützt keine sachliche Aufklärung oder Belehrung — für den, der sich schon als Antisemit versteht. Eine andere Frage stellt sich bei Schülern, Jugendlichen. Da halte ich sehr viel von Aufklärung, da ist es besonders wichtig, sachlich zu informieren, weil viele ja wirklich gar nichts wissen.

Mein politisches Konzept ist: Man müßte es erreichen, daß es ein gesellschaftliches Tabu wird, so wie es sich nicht gehört, daß man nackt in die Oper geht, so gehört es sich nicht, daß man rassistisch und antisemitisch agiert. Das muß ein politisches und moralisches Tabu werden. Das würde heißen, daß zwar der Antisemit durchaus als Antisemit fühlen und denken kann, aber in dem Moment, in dem er öffentlich auftritt, wird er gesellschaftlich geächtet. Das ist eine moralische Frage, und in dieser Richtung kann Aufklärung etwas bewirken. — Wenn Jörg Haider ein Rassist ist, dann gehört das öffentlich geächtet. Und Haider ist ein Rassist, wie immer er sich selbst versteht.

David: Es war zwar in den letzten Jahrzehnten offiziell immer politisch opportun, den Antisemitismus unmoralisch zu finden, aber sobald jemand das Gegenteil gesagt hat, wurde es nie wirklich und vehement verurteilt, durch die Hintertür kam es doch immer wieder herein. Auf höchster Ebene war es zwar immer verbal ein Tabu, aber trotzdem im Hinterzimmer gesellschaftsfähig.

Bettelheim: Ja, es gab immer diese fatale Doppelmoral. Für mich ist einer der ganz entscheidenden Brüche in der österreichischen Innenpolitik die Waldheim-Geschichte: plötzlich durfte man wieder, ohne daß es sanktioniert wurde; das heißt aber nicht, daß rassistisches Gedankengut bis zum Jahr 1986 wirklich tabuisiert war. Es hat immer wieder offizielle Äußerungen in dieser Richtung gegeben, z. B. die Wahlwerbung der Klaus—Kreisky Zeit („Ein echter Österreicher“ . . .), auch die Auseinandersetzung Kreisky—Peter spielte da eine wichtige Rolle. Antisemitismus war immer latent vorhanden, aber als er plötzlich nicht mehr so halbherzig tabuisiert war, sondern offen ausgesprochen wurde — 1986 — war das sicher ein Schock für manche Österreicher.

Warum man jetzt auf einmal so hellhörig ist, hängt sicher mit den jüngsten Veränderungen in Europa insgesamt zusammen. Nach '45, nach dem Ende des Nationalsozialismus und dem Sieg der Alliierten hatte man geglaubt, sich nun einreihen zu können in die Riege der zivilisierten Gesellschaften. Nicht nur Österreich. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und des ganzen kommunistischen Imperiums hat man gemerkt, was an Rassismus, an borniertem Nationalismus noch unter der Oberfläche schwimmt. Man ist generell hellhöriger geworden, weil man sich zum Teil auch geniert.

Inwiefern also das, was wir hier tun, den Antisemitismus — von verhindern kann man ohnehin nicht reden — bekämpfen kann, würde ich meinen, daß dort, wo es tatsächlich darum geht, ein Stück von verdrängter und vergessener Kultur wieder in Erinnerung zu rufen, vieles machbar ist. Wenn man der Meinung ist, und das bin ich, daß es ein wenig zur Bekämpfung des Antisemitismus beiträgt, dann ist es richtig und notwendig.

Ich habe einmal in einer Diskussion gesagt: es ist den Nazis beinahe gelungen, die Juden physisch auszurotten — und eine der Konsequenzen daraus war und ist, daß nach 1945, im Zuge des ganzen Verdrängungsprozesses von Schuld und Unschuld, es tatsächlich so etwas gibt wie ein vollkommenes Vergessen von jüdischer Kultur, davon, daß es so etwas überhaupt einmal gegeben hat. Also könnte man beinahe sagen: die Saat der Nazis ist aufgegangen. Sie haben nicht nur die Menschen und materiellen Zeugnisse zerstört, sondern auch die Erinnerung daran fast ausgelöscht.

Gerade in solchen Städten wie Wien, Prag, Berlin, Budapest, war nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts die jüdische und die nichtjüdische Kultur so eng verbunden, daß sie eigentlich nicht trennbar waren: das „Jüdische“ war ein ganz fester Bestandteil der städtischen Kultur. Dieses Konglomerat ist ja in Wirklichkeit das, was man unter europäischer Zivilisation versteht, das, worauf sich jeder zivilisierte Mensch berufen kann und auch beruft. Man vergißt aber dabei, daß an dieser Entwicklung in sehr starkem Maß das assimilierte und emanzipierte Judentum ganz aktiv beteiligt war.

Meine persönliche Motivation für meine Arbeit in dieser augenblicklichen politischen und gesellschaftlichen Tristesse in

Europa — und da sehe ich Österreich durchaus als einen Teil Europas — ist, daß ich nicht klein beigeben will. Ich bin der Meinung, daß man offensiv auftreten und darauf beharren muß, was man ist und wozu man steht. Für mich ist es wichtig, das in einem institutionalisierten Rahmen durchführen zu können und nicht nur als Privatperson im Kaffeehaus, sondern mit materiellen Ressourcen, die dafür zur Verfügung stehen.

Es gibt nach wie vor jüdisches Leben in Wien, das nicht unbedingt an allen Ecken und Enden als jüdisch zu kennzeichnen ist. Trotz allem ist ein Stück des Lebens in Wien und in Europa auch jüdisches Leben, und eben nicht nur in der rein religiösen Tradition, sondern auch in diesem zivilisatorischen Sinn, den ich vorhin angesprochen habe.

Jüdisches Leben ist nicht museal, ist nicht immer nur Kultusgemeinde und Synagoge, sondern ist lebendig und vielfältig und widersprüchlich. Es ist gesellschaftlich, politisch und kulturell und nicht immer nur rein religiöses Leben, auf das es oft reduziert wird. Darum bin ich froh, daß wir nicht in der Seitenstettengasse sitzen, sondern daß wir hier ein allgemein zugängliches Haus sind, in das jeder hinein kann — auch Kurse der Urania finden ja hier statt — womit die Hemmschwelle für viele rapide heruntergesetzt ist, was ganz wichtig ist.

Von „dem Judentum“ zu sprechen, ist eine Fiktion. Es hat nie „das“ Judentum gegeben, es war immer eine ungeheure Vielfalt, und ich versuchte, in unseren Programmen diese Vielfältigkeit unterzubringen. An das Vergangene erinnern und das heutige Leben darstellen, beides in seiner ganzen Komplexität und seinen Widersprüchen, ist unser Anliegen.

Das Interview führte Mag. Inés Müller im Jänner 1992.

Berthold Auerbach Fortsetzung von Seite 28

Karlsruhe 1845 nach Weimar, lebte dann zeitweise in Breslau (1847), Heidelberg (1847—48), Dresden und Wien (1848), Leipzig und Berlin (1859).

Literaturhistoriker charakterisieren seine Erzählungen als volkstümliche, realistische, unmittelbar naturhafte, dörflich idyllische Bildungs- und Heimat-Literatur. Besonders berühmt wurden seine Erzählungen „Barfüßle“ (1856), „Diethelm von Buchenberg“, „Joseph im Schnee“ (1860), „Edelweiß“ (1861), die sentimental Romane „Auf der Höhe“ (1865) und „Das Landhaus am Rhein“ (1869). Die Schwarzwälder Dorfgeschichten erreichten eine zu jener Zeit einmalige Rekordauflage von 100.000 Exemplaren, wurden in fast alle lebenden Sprachen übersetzt — und manche werden auch jetzt noch gelesen.

Das Metier der damals populären Herausgabe von Kalendern mit Unterhaltungs- und Erbauungsliteratur nahm er später nochmals auf und gab 1858—1868 einen „Volkskalender“ heraus. In den Jahren 1863—1864 erschienen seine Gesammelten Werke in 22 Bänden.

Ende 1881 begab Auerbach sich seiner angegriffenen Gesundheit wegen zur Erholung nach Cannes, um im milderen Klima zu genesen, aber er starb dort bereits am 8. Februar 1882, also vor gerade 110 Jahren. In Cannstatt, einem östlichen Stadtteil von Stuttgart, wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Familien
Lichter und Feichtinger
 wünschen
 allen Freunden und Bekannten
 ein schönes Pessach-Fest
 1010 Wien, Trattnerhof 2/119
 Tel. 533 2077

Familie
Emmerich Rosenberg
 wünscht
 allen Verwandten, Kunden
 und Bekannten
 ein schönes Pessach-Fest

KFZ-REPARATUR HORST NICK
 GESELLSCHAFT
 M. B. H.
KFZ
 Reparatur
 Service
 A-1020 WIEN
 UNTERE DONAUSTRASSE 45
 TELEFON 0 22 2/214 45 75



*In Zeiten wie diesen ...
 für mehr Sicherheit:*

MALY-ALARM
 1020 Wien, Praterstraße 1-7 ☎ 0222 / 216 07 01

ALARMSYSTEME IN JEDER PREISLAGE!
 1020 WIEN, PRATERSTRASSE 1-7 ☎ 216 07 01, 216 07 02

**Univ. Prof.
 Dr. Paul Haber**
 Facharzt für Innere Medizin
 und Familie
 1170 Wien, Rotzergasse 41
 Tel. 45 81 64
 wünschen allen Freunden und
 Bekannten ein schönes Pessach-Fest

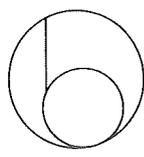
NIEDERMEYER N
 92 x IN ÖSTERREICH
 wünscht allen Kunden ein schönes Pessach-Fest

*Der Bezirksvorsteher von Wien – Innere Stadt,
Dr. Richard Schmitz,
 wünscht allen jüdischen Freunden
 ein schönes Pessach-Fest.*

KOSZTELITZ
 AUDIO-VIDEO, HAUSHALT
 & TELEKOMMUNIKATION

CTC
 COMPUTER, HARD & SOFTWARE

Die Familie Sauer
wünscht allen ihren
Kunden, Freunden
und Bekannten
ein schönes
Pessach-Fest


 Buchhandlung **Bibelwerk**
 Österreichisches Katholische
 Singerstraße 7, 1010 Wien,
 Tel. 512 59 05, 512 59 83
Bibelausgaben · Hinführung zur Bibel · Judaica (Kultgegenstände, Medien) Literatur zum christlich-jüdischen Dialog
 wünscht allen Kunden ein schönes Pessach-Fest!

HARALD SEEWANN (HRSG.), ZIRKEL UND ZIONSTERN — Bilder und Dokumente aus der versunkenen Welt des jüdisch-nationalen Korporationswesens. Ein Beitrag zur Geschichte des Zionismus auf akademischem Boden. Band 3 — mit zahlreichen Fotos, Abbildungen, Faksimile, Tab. i. T. u. a. Taf. 418 Seiten, brosch., S 356,— (inkl. Porto). Harald Seewann-Eigenverlag, 8011 Graz, Postfach 358.

(Historia Academica Judaica Folge 1(3) — in Zusammenarbeit m. d. Steir. Studentenhistoriker-Verein, Graz).

Nun liegt mit dem eben erschienenen 3. Band das so notwendige und bedeutsame Werk geschlossen vor. Das gesamte Werk kostet S 710,— (inkl. Porto). Ein Betrag, der überaus knapp bemessen ist und es wohl allen Büchereien erlaubt, es einzustellen. Doch wird auch jeder aufgeschlossene, interessierte Leser, und wer könne an der Darstellung wohl nicht interessiert sein, gut daran tun, eine Anschaffung zu erwägen. Es wird nämlich mit vielen falschen Vorstellungen, sie wurden bewußt geschaffen und immer wieder kolportiert, gründlich aufgeräumt. Der vorliegende Band mit seinen zahlreichen Bildern und Dokumenten erhärtet diese Feststellung. Die Fakten werden auf den rechten Platz und ins rechte Licht gerückt.

Der Umgang mit dem Dokumentarband ist allerdings etwas erschwert durch die Trennung von Text und Bild. Grund dafür ist, wie am Beginn bereits festgestellt wird, die „Kostenfrage“. Das Werk zeigt einmal mehr, die Besprechung der Bände 1 und 2 macht es bereits deutlich, was alles in den 12 Jahren, die das „Dritte“, das „Tausendjährige Reich“ währte, unwiederbringlich verloren ging.

Dies zeigt die so überzeugend dargestellte Geschichte des „jüdisch-nationalen Korporationsstudententums“, es ist ja nur ein kleiner Teil des Unwiederbringlichen, doch sicher nicht der Unwesentlichste, da er viel bedeutet für die Bejahung der „jüdischen nationalen Identität“, aus der die „seitens der Judenheit seit Jahrhunderten erherrte Wiederbegründung des Staates Israel, ideell, materiell und nicht zuletzt durch ihrer Hände Arbeit“ entscheidend gefördert wurde.

Johann Straubinger

SZITA SZABOLCS, UTAK A POKOLBOL (WEGE DER HÖLLE) — Magyar deportáltak az annekált Kecske-mét Ausztriában 1944—1945. Copyright by Szita Szabolcs, 1991 (Kecske-mét Metalon Manager Iroda kft. ISBN 963 02 90146.

Deportierte Juden aus Ungarn im annektierten Österreich 1944 bis 1945.

Diesem Thema widmet sich Szita Szabolcs in seinem 1991 in ungarischer Sprache herausgegebenen Buche „Utak a Pokolbol“ (Wege der Hölle“).

Nach Erscheinen seiner Bände „Holocaust vor den Alpen“, „Todesfestung“ und „Arbeitsdienst an der Westgrenze Ungarns“ verfolgt der Autor in dieser Publikation das Schicksal der deportierten Ungarn in Österreich in den letzten zwei Kriegsjahren. Es handelt sich um die erste Zusammenfassung eines kaum klargelegten Kapitels der Tragödie der 825.000 ungarischen Juden. Es deckt neue Einzelheiten über die Tätigkeit der Eichmann-Kommandos in Wien und Budapest auf und analysiert die Rettungsversuche der ungarischen Zionisten um Rezső Kaszner; damals wurde ein kleiner Teil der in die Sammellager Debrecen, Szeged und

Szolnok deportierten Juden nicht nach Auschwitz-Birkenau, sondern in das nahe von Wien gelegene Straßhof gebracht. Ab Juli 1944 wurden dann auf dem Gebiet des Reichsgaues Groß-Wien und Niederdonau 15.000 Juden mit ihren Familien zur Zwangsarbeit herangezogen.

Der Leser erhält auch zahlreiche Hinweise über den Alltag in den betreffenden Lagern mit seinem Kampf ums Überleben.

Das Buch „Wege der Hölle“ legt Rechenschaft vom erschütternden Schicksal hunderttausender ungarischer Juden ab. Sein besonderer Wert liegt auch in der Veröffentlichung einer alphabetisch angeordneten Liste von nach Mauthausen verschleppten ungarischen Juden. Diese reichhaltige Dokumentation, die das Schicksal der 22.000 bis 24.000 auf dem Gebiet des annektierten Österreich 1944/45 umgekommenen ungarischen Juden aufzeigt, kann als neuer wissenschaftlicher Erfolg gewertet werden!

M. J. Keszthelyi

GILLES KEPEL, „DIE RACHE GOTTES“, Piper Verlag, München 1991, 316 Seiten, DM 39.80.

Mit vorliegendem Buch ist ein wichtiger Beitrag zur zeitgenössischen Geschichte und vor allem zum Verständnis für etwas, den meisten schwer zu Verstehendem, erschienen: Wie kommt es, daß im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts viele Millionen Menschen plötzlich zu „ihrer“ Schrift, Wort für Wort, zurückkehren, sei es nun der Koran oder das Alte oder Neue Testament. Es ist eine Massenbewegung, mit der der Fundamentalismus um sich greift und siegreich, so scheint es, immer weiter schreitet. Der Sturz des Schahs und das Phänomen Khoumeini waren nur der erste überraschende Ausdruck einer schicksalhaften Bewegung innerhalb, und gerade innerhalb, der drei monotheistischen Weltreligionen! Während über den vielleicht am politisch gefährlichsten mohammedanischen Fundamentalismus bereits viel geschrieben wurde, sind gerade die Versuche in der christlichen Welt interessant, wenn auch politisch und gesellschaftlich relativ unbedeutend. Kepel schreibt über die „Rechristianisierung Westeuropas“ über die „Kritik an der vorherrschenden Kultur“, über die italienische „Comunione e Liberazione“, über Erneuerungsversuche der polnischen und tschechischen Kirche. Auch die USA, in der die Fernsehprediger zu einem festen gesellschaftlich-einflußreichen Phänomen wurden, werden ausführlich erwähnt.

Was Israel und das Judentum betrifft, ist der Verfasser zwar ein scharfer Analytiker, trifft aber trotzdem nicht den Nagel auf den Kopf. Er verliert sich allzu sehr in Details, und beachtet zu „wenig den allgemeinen sozialökonomischen und gesellschaftlichen Trend“.

Was kann die westliche Welt gegen diesen Vormarsch des Fundamentalismus unternehmen? Nicht viel, wenn man dem Verfasser folgt. Dies ist zwar nicht das Thema des Buches, aber mit dieser bängigen Frage müßten sich die besten Denker und Köpfe dringendst und eindringlichst befassen. Kepels Buch löste eine intensive intellektuelle und religiöse Debatte in Frankreich aus und dürfte dies auch in anderen Ländern tun. Kepel (Jahrgang 1955) ist Professor am Institut für politische Studien in Paris. Er gilt in Frankreich als einer der besten Kenner des Islam.

Reuven Assor

CLAUS STEPHANI: „WAR EINER HERSCH, FUHRMANN“, Leben und Leiden der Juden in Oberwischau, Erinnerungsgespräche, Athenäum Programm by Anton Hain, Frankfurt/Main, 190 Seiten, geb. DM 38,—, ISBN 3-445-08562-5.

Vom Leben und Leiden der Juden in Oberwischau.

Claus Stephani, geb. 1938 in Kronstadt, hat sich in zahlreichen Veröffentlichungen mit der Kunst, Kultur und Geschichte der Völker Rumäniens befaßt. In deutscher Sprache sind unter anderem erschienen: „Jüdische Hirtengeschichten aus dem Wischauer Land“ (1982), „Volkserzählungen der Zipser in Nordrumänien“ (1983) und „Frauen im Wassertal, Lebensprotokolle aus Ostmarmatien. Rumänische Frauen erzählen“ (1990).

In seinem 1991 herausgegebenen Buch „War einer Hersch, Fuhrmann“ widmet sich der Autor den Juden in Oberwischau (rumän. Viseu des Sus), einem ländlichen Marktflücken in den rumänischen Karpaten, in dem er die alten deutschen Einwohner über ihre ehemaligen jüdischen Nachbarn befragt. Diese Erinnerungsgespräche sind fast alle in Sprache und Mundart der Zipser Sachsen abgefaßt, die soviel Ähnlichkeit mit dem Jiddischen ihrer dort ansässig gewesen Nachbarn haben.

In Oberwischau lebten bis 1942 etwa 5.000 Juden, ebenso viele Zipser Sachsen, ferner 3.000 Rumänen und Ruthenen. Die Juden und die Deutschen wohnten in eigenen, aber unmittelbar benachbarten Siedlungen, die Rumänen entlang des Wischauflusses und die Ruthenen in weiter abgelegenen Bergweilern.

Es war eine kleine Welt, wo jeder seiner Arbeit nachging, jeder den anderen gut kannte und respektierte. Es war eine „heile“ Dorfgemeinschaft, wo alle aufeinander angewiesen waren — unberührt von den Ereignissen der großen Welt. In diesem abgeschiedenen Flecken Erde schien die Zeit stehen geblieben zu sein, bis plötzlich Leute in schwarzen Uniformen auftauchten und erklärten, die Juden seien „andersartig“.

Das Horthy-Regime, welches nach dem Wiener Schiedspruch vom 20. 4. 40 die Maramuresch zusammen mit Nordsiebenbürgen mitverwaltete, erließ bald jüdenfeindliche Verordnungen, die zunächst kaum Auswirkungen auf das traditionell gute Zusammenleben zwischen den Volksgruppen zur Folge hatten. Im Jahre 1942 wurden jedoch 1.000 arbeitsfähige Juden aus Oberwischau deportiert, während die restlichen 4.000 noch bleiben durften. Erst in der Zeitspanne vom 16. bis 30. 4. 1944 wurde in Oberwischau ein Getto errichtet, das die sogenannte „Judengasse“ und einige Seitengassen umfaßte. Auf diesem engen Raum wurden nicht nur die jüdischen Einwohner Oberwischaus, sondern auch die aus anderen Gemeinden zusammengepfertcht. Die Deportation der Wischauer Juden über die Sammelstelle Kaschau nach Auschwitz-Birkenau erfolgte in drei kurz aufeinanderfolgenden Etappen: am 19. Mai 44, am 21. Mai 44 und 25. Mai 44, insgesamt 9.056 Menschen.

M. J. Keszthelyi

GERD KOENEN/KARLA HIELSCHER: „DIE SCHWARZE FRONT.“ Rowohlt-Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg, 1991, 221 Seiten, DM 12.80.

Eine sonderbare Allianz findet sich im postkommunistischen Rußland zusammen: Ultra-Rechte, Alt-Kommunisten, Stalinisten, Intellektuelle, Anti-Westler, Pamiat-Anhänger,

frustrierte Offiziere, Faschisten, streng orthodoxe Kirchengläubige und — eine Vielzahl prominenter, meist jüngerer und bekannter Schriftsteller.

Der Antisemitismus war schon immer eine einsatzbereite und willige Waffe der russischen Zaren. Die berühmt-berüchtigten „Protokolle der Weisen von Zion“ wurden in der Giftküche der zaristischen „Ochrana“ zusammengebraut.

Der Antisemitismus der Stalin-Epoche war womöglich noch tödlicher und nur Stalins Tod scheint eine Zwangsdeportierung aller russischer Juden nach Sibirien verhindert zu haben. Bis heute haften die „Ärzte-Prozesse“, die „Säuberungen“, d. h. das Erschießen der jüdischen Schriftsteller und Schauspieler, der Slansky-Prozeß in Prag 1951 und ähnliche noch allzu gut im Gedächtnis, um die historische Kontinuität zwischen den Zaren und Stalin klar zu erkennen. Offenbar hat der Antisemitismus in Rußland besonders tiefe Wurzeln. Bei dem heutigen Antisemitismus wird besonders auf die jüdische Abstammung eines Teiles der kommunistischen Revolutionäre, wie Trotzki, Sinowjew, Radek, Swerdlow und andere hingewiesen. Auch wenn der Antisemitismus von den Kommunisten offiziell verboten war, kroch er, als „Anti-Zionismus“ nur notdürftig getarnt, aus seinen Schlupflöchern an das Tageslicht. Heute, da ihm kein Maulkorb umgehängt werden darf, erscheint er von neuem ungestört und geräuschvoll auf der Bühne. Merkwürdigerweise ist eine der Hauptbastionen des Antisemitismus der russische Schriftstellerverband, der auch gegen die Perestrojka kämpft. Besonders tun sich dabei die Schriftsteller der als „Dorfprosa“ bekannten Schule hervor, wie z. B. der auch im Westen bekannte Valentin Rasputin („Abschied von Matjora“). Der inzwischen verstorbene Dramatiker Anatolij Sofronow war eine führende Gestalt während der Kampagne gegen die „Kosmopoliten“, der Lyriker Stanislaw Kunjajew und andere, außerhalb der Sowjetunion weniger bekannte Schriftsteller, schlagen in die gleiche Kerbe: gegen eine „Überfremdung“ und für eine russische „Selbstbesinnung“. Sie klagen ihre jüdischen Kollegen einer „Russophobie“ an, die gar nicht existiert. Sie laufen Sturm gegen ein leicht ironisches Puschkin-Essay von Andrej Sinawskij, gegen Wassilij Grossman und sind die treibende Kraft des ideologischen Antisemitismus. Natürlich gibt es auch starke Gegenkräfte, die, so wie die Konservativen und Faschisten über ihre Publikationen verfügen, ebenfalls ihre literarische Sprachrohre besitzen. Beide Gruppen führen bereits eine Art „Literarischen Bürgerkrieg“.

Die beiden Verfasser, Gerd Koenen und Karla Hielscher, sind, der erste Historiker und Politologe, die zweite Slawistin und Literaturwissenschaftlerin, beide ausgezeichnete Kenner der Materie. Das Vorwort schrieb der bekannte in Deutschland lebende russische Schriftsteller Lew Kopelew. „Die schwarze Front“ ist eine eindringliche, leider sehr pessimistische Warnung vor einigen Komponenten und Gefahrenherden im neuen Rußland.

Reuven Assor

ROSWITHA VON BENDA, „DIESES LAND PACKE ICH NICHT“ — C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1991, 142 Seiten, DM 17.80.

Die Gretchenfrage an junge Deutsche: „Wie halte ich es mit Israel?“

Daß die Wahrheit bestürzend-unangenehm sein kann, beweist dieses Buch, in dem eine

Reihe von Interviews mit jungen Deutschen, die nach Israel entweder als Freiwillige oder im Rahmen der „Aktion Sühnezeichen“ kamen, wiedergegeben wird. An Echtheit der Aussagen ist leider nicht zu zweifeln, doch bleibt die Frage, inwieweit diese Interviews tatsächlich repräsentativ sind, unbeantwortet. Es könnte ja — zumindest theoretisch — sein, daß die Verfasserin vor allem Sprecher aufgenommen hat, die ihren eigenen persönlichen Tendenzen zumindestens nicht entgegenlaufen, was noch beschönigend gesagt ist.

Sollten die Aussagen der jungen Deutschen allgemeingültig und repräsentativ sein, stehen Israel und das jüdische Volk vor einer neuen überbrückbaren Kluft mit der jungen Generation Deutschlands, einer Kluft, von der viele noch vor 20 oder 10 Jahren — offenbar zu Unrecht — annahmen, daß diese längst überbrückt sei.

Naiv, voreingenommen, oberflächlich, ihr „Wissen“ aus seichten Fernsehberichten von einer halben bis einer Minute schöpfend, die nur den Effekt, fast nie die Ursache zeigen, mangelndes Wissen und Geschichtsbewußtsein, ja, sogar Unwille, andere Argumente anzuhören, dies scheinen einige Gründe für das negative Bild, das sich die jungen Deutschen über Israel machen.

Eine Frau (Seite 40), „Johanna“, macht aus ihrer Abscheu für die Israelis kein Hehl: „... Nur wenn ich etwas Dringendes in West-Jerusalem (sic!) zu erledigen habe, gehe ich hinüber. All der Überfluß, diese lockere, zwanglose Atmosphäre empfinde ich als fast abstoßend. Da sehe ich Soldaten in den Cafés sitzen, und die Menschen so tun, als sei die Welt hier in Ordnung, da bekomme ich solche Wut. So eine Heuchelei!“ Obwohl hier Antisemitismus in Reinkultur vorliegt, wird „Johanna“ dies wahrscheinlich empört zurückweisen. Daß die Israelis, Soldaten inbegriffen, auch weiter in den Cafés saßen, nachdem ihnen die freudige Nachricht bekannt wurde, daß wieder einmal hauptsächlich deutsche Firmen Giftgas dem irakischen Diktator verkauften, wie würde diese empörte Zeitgenossin dies in ihrer Borniertheit und böswilligen Einseitigkeit erklären? Würde sie dann auch „Wut bekommen“? Bestimmt nicht!

Es wäre zu hoffen, daß nicht alle der Interviewten Angehörige der „Aktion Sühnezeichen“ sind, denn wenn dem so wäre, hat diese ihre Aufgabe entweder verfehlt oder mißverstanden. Natürlich ist es Recht eines jeden, inklusive eines jungen Deutschen, einseitig pro-palästinensisch und antiisraelisch eingestellt zu sein. Aber dann sollte er sich nicht mit den Federn des „Sühnezeichens“ schmücken, sondern lieber offen in die deutsch-arabische Freundschaftsliga abwandern. Die allerletzte logische Konsequenz werden einige von ihnen — vielleicht sogar zu ihrem Leidwesen — nicht mehr nachvollziehen können, nämlich, was ihre älteren Brüder und Schwestern aus der Baader-Meinhof-Generation noch tun durften, da ja heute deutsche Terroristen nicht mehr bei der PLO im Libanon und der Stasi der DDR ausgebildet werden können, wie in der guten alten Zeit.

Es stimmt schon, Israel ist ein Lackum-Test, dem sich offenbar ein jeder unterziehen muß. Hier muß Farbe bekannt werden, ein „Sowohl als auch“ scheint heute unmöglich. Es gibt aber auch geringe rühmliche Ausnahmen, wie „Moritz“, der im „Jad Vashem“-Institut arbeitet, und der von einer Volontärin erzählt, die „mit Herzklopfen“ „einen Brief Himmlers

mit Originalunterschrift entdeckt — und ihn nun in ihren Händen hält“.

Aber es scheint, daß die Mehrheit der jungen Deutschen, die nach Israel kommt, entweder Wirkung mit Ursache verwechselt, oder einfach nicht verstehen kann oder will. Für sie ist Israel eine Art „Dame ohne Unterleib“, ein Land und Volk ohne jegliche Geschichte. Über viele Einzelheiten ließe sich debattieren und vieles auch als richtig empfunden, anerkennen. Ich will der Frau glauben, daß sie im Gefängnis sauschlecht behandelt wurde, aber weiß sie auch, daß die meisten Israelis, die für minder schwere Anschuldigungen dorthin kommen, gleich schlecht behandelt werden? Die Situation in den israelischen Gefängnissen ist ein seit Jahren nicht wegzudebattierendes Thema, und Tonnen von Tinte wurden darüber ausgegossen, ohne daß sich etwas wesentlich geändert hätte. Aber die Dame aus Deutschland sieht nur sich selbst und die palästinensischen Frauen, sie könnte von jüdischen Internierten womöglich noch erschütterndere Berichte hören. Das Thema „Jad Vashem“ ist eines der heikelsten. „Jad Vashem“ wurde nicht für deutsche oder andere ausländische Besucher gebaut, sondern für die Israelis, sie ist eine Gedenkstätte des jüdischen Volkes, und was von ihm übrigblieb. Kein ausländischer Besucher kann zu einem Besuch gezwungen werden, ich persönlich gehe zum Beispiel äußerst ungern mit einem ausländischen Besucher hin und meide prinzipiell einen Besuch mit einem deutschen Gast. Auch ich finde den Gedenkraum für die ermordeten Kinder kitschig, und nicht nach meinem Geschmack. Aber all dies sind Themen, über die man sachlich reden könnte, wenn nicht die allgemeine einseitig-negative Tendenz der Interviewten gegenüber Israel so unübersehbar vorherrschte. Wie dem auch sei, Frau von Benda gebührt der Dank, die ungeschminkte Wahrheit des Bildes zu bringen, das sich die junge deutsche Generation von Israel macht; dem Verlag gebührt Dank, nach all dem starken Tobak wenigstens einen Israeli zu (Nach-)Wort kommen zu lassen. Nach der Lektüre des Israel-Bildes der jungen Deutschen war ich dennoch versucht zu sagen: „Hier wendet sich der Gast mit Grausen...“

Reuven Assor

„KEINE ANGST VOR DEUTSCHLAND“ von Michael Wolffsohn, Straube Verlag-Erlangen 1990, 240 Seiten, DM 32.

Wolffsohn bricht einmal mehr die Lanze für „sein“ Deutschland, mit dem er sich weitergehend identifiziert, als es ein nichtjüdischer Deutscher je tun würde. Bei Wolffsohn ist die bundesdeutsche Welt nicht nur heil, heiler und am heilsten, nein, alle ehemals braunen Westen sind weiß, weißer geht es nicht.

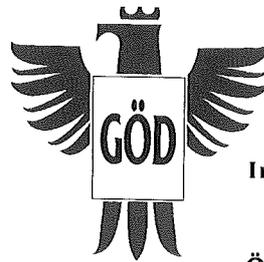
Mit vielen Zitaten, die zu einem großen Teil aus lapidaren einmaligen Sätzen bestehen, mit allzu üppigen Statistiken, mit viel Originalität, mit Beschlagenheit in deutscher Geschichte, wenn auch gerade bei dieser, einzelne Ungenauigkeiten aufscheinen, die bei einem derart eremitierten Professor eigentlich nicht hätten vorkommen müssen, mit einer Portion von Selbstliebe, Egoismus und persönlichem Beleidigtsein, hat es der Verfasser unternommen, ein liebevolles, superpositives Bild der Bundesrepublik zu zeichnen, die es so in Wirklichkeit gar nicht gibt!

Dabei kann nicht geleugnet werden, daß in vielen Dingen der Verfasser durchaus recht hat,

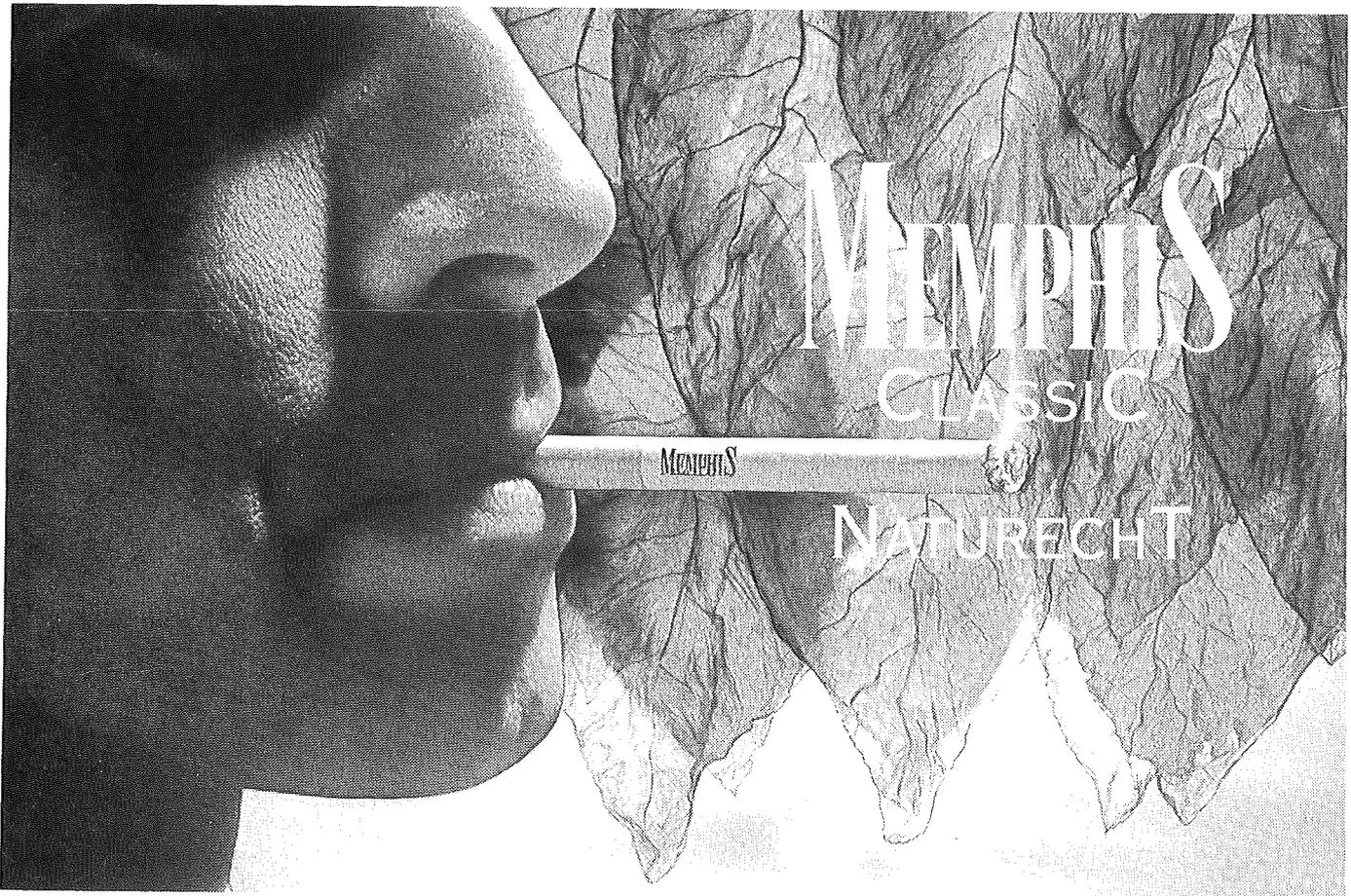
W o M u t t e r S c h u t z h a t .



Die GÖD setzt sich Jahr
für Jahr für den Schutz
werdender Mütter eindring-
lich ein. Reden Sie mit
uns. Tel. Wien/53454-0



**Miteinander.
In Ihrem Interesse.
Gewerkschaft
Öffentlicher Dienst**



Warnung des Gesundheitsministers: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit.

daß einige seiner Thesen Kopf und Fuß haben und nicht in Bausch und Bogen zu verdammen sind.

Das Urübel des stellenweise merkwürdig anmutenden Buches mag in der Herkunft und der Selbstdefinition des Verfassers liegen. Er gehört einer Spezies an, „die es seit 1933 kaum noch gibt: . . . ein deutschjüdischer Patriot“. Nestroy hätte ihn treffender als „Zerrissenen“ gekennzeichnet!

Wolffsohn möchte alles ihm Wichtige unter einen Hut bringen: vor allem die Erklärung, warum er in Deutschland überhaupt, und dies sogar noch „gerne“, lebt, da er spürt, daß es hier um eine mit seiner jüdischen und israelischen Herkunft schwer zu vereinbarende oder verstehbare Komponente geht.

Dies geht unter anderem aus seiner detaillierten und langatmigen, mit trivialen Einzelheiten nicht sparenden Schilderung von seiner nicht erfolgten Berufung zum Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin hervor.

Besonders schlechte Erfahrungen scheint Wolffsohn mit dem jüdischen Establishment in der BRD gemacht zu haben. Überhaupt vertritt der Verfasser seine Ansichten öfters mit einer Betrachtungsweise der „Ausgewogenheit“, eines „Sowohl — Als Auch“, eines „Einerseits — Andererseits“ (siehe Seite 141—142). Auch die Definition „Siegerjustiz“ wird von Wolffsohn eher strapaziert, man wird dabei unwillkürlich an extrem rechtsnationale Zeitungen erinnert.

R. A.

Adolf Gaisbauer: DAVIDSTERN UND DOPPELADLER. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882—1918, mit 8 Fot. a. 4 Taf., 1988. 553 S., öS 1120,—.

Adolf Gaisbauer, Friedrich Heer (1916—1983). Eine Bibliographie, 1990, 536 S., öS 686,—.

Beide Bde. brosch., Böhlau Verlag Wien; Köln; Graz (Veröffentl. d. Komm. f. Neuere Geschichte Österreichs Bd. 78 u. 79).

Unter dem Motto „Der Raum der altösterreichischen Monarchie ist — was wir heute leicht vergessen — die Geburtsstätte des neuen Judentums überhaupt (Bulletin des Leo-Baeck-Instituts, Nr. 10, Tel Aviv 1960)“, welches der vorliegenden Untersuchung vorangestellt ist, hat Adolf Gaisbauer, man kann es kaum überblicken und genügend würdigen, eine Fülle von Einzelheiten zur Sache und zu den mit der „Sache“ befaßten Personen und Organisationen zusammengetragen, aus denen sich das weitgesteckte Thema als überzeugende Zusammenschau darbietet. Als nicht-jüdischer österreichischer Historiker wird Gaisbauer nicht nur mit den grundlegenden Verpflichtungen eines Historikers konfrontiert, sondern muß darüber hinaus, und zwar in besonderem Maße, jüdischen Stimmen und Quellen Rechnung tragen.

Im Vorwort zu Davidstern und Doppeladler stattet der Autor seinem hochgeschätzten Lehrer, dem 1983 verstorbenen Prof. Dr. Friedrich Heer, den gebührenden Dank ab. Dadurch ergibt sich zwischen den hier zur Besprechung vorliegenden Büchern A. Gaisbauers eine Brücke. Aus der umfassenden Bibliographie, die Heers „Selbständige und Unselbständige Literatur und Sonstiges“ zwischen 1938 und 1983 und Posthumes aufführt, sind nämlich Hinweise zu entnehmen, die die geistige Grundsituation des Judentums beleuchten.

In der Einleitung zu Davidstern . . . weist der Verfasser besonders auf die Entwicklung des Zionismus in Verbindung mit der geistigen Krise hin, die das Judentum in der altösterreichischen Monarchie nach Ende der Ab- und Aussonderung — der Gettoisierung in all ihren Spielarten — erlebte, die mit der gesetzlichen Gleichstellung durch die Verfassung vom 21. Dezember 1867 in vollem Umfang einsetzte. Der Frühzionismus „vorherzlianischer Prägung“, ihm ist der erste Teil der Arbeit gewidmet, entwickelte sich in Zisleithanien (zu verstehen sind unter dem Begriff „Die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ — ausgenommen „Die Länder der heiligen ungarischen Stephanskronen“) in einem lebhaften „Auf und Ab“, richtig schubweise. Die Darstellung ist überzeugend, da für diesen Raum eine ausreichende Quellenlage gegeben ist. Die Grundlagen des überkommenen, bereits vielfach umgeformten Zionismus erfahren in der „zweiten Hälfte des 19. Jhdts.“ durch die verstärkt einsetzenden jüdischen Bestrebungen zur größtmöglichen Assimilation arge Einschränkungen und Veränderungen. Hätte nicht Hand in Hand mit der rechtlichen Gleichstellung — sie ist festgeschrieben im Artikel 14 der Verfassung und lautet: „Der Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte ist vom Religionsbekenntnisse unabhängig“ — der an sich zu allen Zeiten latente Antisemitismus verstärkt eingesetzt, wären die Verfechter der völligen Assimilation wohl entscheidend zum Zuge gekommen. So aber kam es anders! Gaisbauer, der im Zweiten Teil auf Theodor Herzl und die Zeit nach 1896 eingeht, und zwar nicht lokal gesehen und dargestellt, sondern wirklich global, hebt in diesem Zusammenhang hervor, daß auch Th. Herzl anfänglich für die Assimilation eintrat und erst durch das beklemmende Zeiterlebnis zum Promotor der zionistischen Weltbewegung wurde. Der Dritte Teil der Arbeit zeigt die weitere Entwicklung des Zionismus zwischen 1897 und 1918 in Zisleithanien. Dabei werden in einer gesonderten Darstellung die bedeutenden Teilorganisationen in Galizien, in Westösterreich und in der Bukowina aufgearbeitet. Es folgt als weiterer Teil eine recht umfassende Beschreibung der jüdischen Sonderorganisationen: „Poale Zion, Misrachi und die der Turn-, Sport- und Studentenbewegungen.“ Die Abrundung der wirklich umfassenden Gesamtschau erfolgt durch die Darstellung der innenpolitischen Bestätigungen und durch die Untersuchung der Besonderheiten, die die Kriegsjahre 1914—1918 mit sich brachten. Die Habsburger-Monarchie erweist sich einmal mehr, und zwar in hohem Maße — Gaisbauer belegt dies überzeugend — so wie Karl Kraus es sieht, „Als Versuchsstation für den Weltuntergang“. Doch ist sie auch Versuchsstation für eine „weltweite Moderne“ und Ausgangspunkt des Aufbruchs in das „Zwanzigste Jahrhundert“. Dabei vollzieht sich so manch Bedeutsames und Richtungsweisendes in den vielen und vielfältigen jüdischen Geistesströmungen und in den jüdischen Organisationen, die in „Davidstern und Doppeladler“ durch des Autors stupendes Wissen und Können wiedererstanden.

NB.: Übrigens, sollte jemand Roda Rodas Geschichte vom galizischen Bahnhofswirt Zibebenstrudel und dem Gansbraten einfallen, der täglich „als Menü“ angeboten wurde, muß er wahrlich nicht denken, die kleine Grenzstation Podwoloczyska hätte nichts anderes zu bieten gehabt. Bei Gaisbauer findet er auf Seite 239 ff. folgendes aufschlußreiches Material, das über das rege Leben der jüdischen Gemein-

den bis weit hinein in die fernsten Winkel der Monarchie Auskunft gibt. Geboten wird . . . „der Versuch eines mit Ende 1907 datierten Vereinskatasters aller drei galizischen Distrikte: . . .

Podwoloczyska: Bürgerverein „Degel Jehuda“, Arbeiter- und Angestelltenverein „Achwa“, Verein weiblicher Jugend „Bnoth Zion“, Jüdische Toynbeealle.“

Nicht anders und ebenso überlegen und gültig erarbeitet erweist sich Gaisbauers Bibliographie — und Mediographie —, die das Schaffen Friedrich Heers zwischen 1938 und 1983 dokumentiert. Die rund 3500 Eintragungen sind gegliedert in Selbständige Literatur, etwa 150 Werke, von denen 64 eingehend annotiert sind und teils mit Kurzinhalten ausgewiesen werden, weiters in ca. 3350 unselbständige Beiträge und sonstige Arbeiten, die wiederum die Rezensionen, Vorträge und Interviews, auch die audiovisuellen Arbeiten und die Summe der Hervorhebungen einschließen. Auch in das hervorragende, zur Beschäftigung mit Heers Gesamtwerk anregende biographische Nachwort ist eine Fülle von direkten Bezügen zu Heers „Aussagen zur Person“ miteinbezogen, so daß nichts, rein gar nichts unbelegt bleibt. Auch alles Postume — soweit irgend zugänglich — ist miteingeschlossen. Der Zugang zu der Bibliographie wird durch folgende Register, die kaum einen Wunsch offen lassen, ermöglicht:

1. Titelregister (ausgenommen die Rezensionen, Interviews, Diskussionen, Lesungen und Gespräche),
2. Register der rezensierten, diskutierten oder mit Vorworten versehenen Werke,
3. Personenregister

Besonders in der Behandlung der selbständigen Literatur, Werke, die in der Summe tausende Seiten umfassen, wird das tiefe Eindringen Gaisbauers in die geistigen Grundlagen, in alle „Höhen und Tiefen“ des Denkens und Empfindens Friedrich Heers deutlich fühlbar.

Was immer getan werden konnte, um das Lebenswerk Friedrich Heers zu dokumentieren, „das wurde voll und ganz getan!“

Mehr ist dazu wahrlich nicht zu sagen.

Johann Straubinger

LESERBRIEF

Zu dem Bericht über eine Reise nach Prag von Th. Schärf, erschienen im David Heft 11/1991.

Der Autor gibt selbstverständlich die populäre Meinung zum besten, die Prager „Altneu-Synagoge“ beziehe ihren merkwürdigen Namen vom Gegensatz zu einer damals bestehenden noch neueren. Tatsächlich stammt der Name von dem hebräischen „al tenai“, zu deutsch „auf Bedingung“, weil der Luxemburger, König Karl IV. (1346—1378), der auch die Prager Universität als erste im „deutschen“ Sprachraum begründete, nur „unter der Bedingung“ die Bauerlaubnis erteilte, daß der Tempel im damals herrschenden gotischen Stil, den Ihr Mitarbeiter richtig vermerkte, errichtet werde. Leider konnten die Prager Juden offenbar in der Praxis nicht genug Hebräisch, um den Namen fürderhin zu verstehen, sondern wandelten ihn volks-etymologisch um (al tenai = alt neu)!

Univ.-Prof. Dr. Herbert Galton, Wien

Der Meister aus Witebsk

Eugen Plüchin

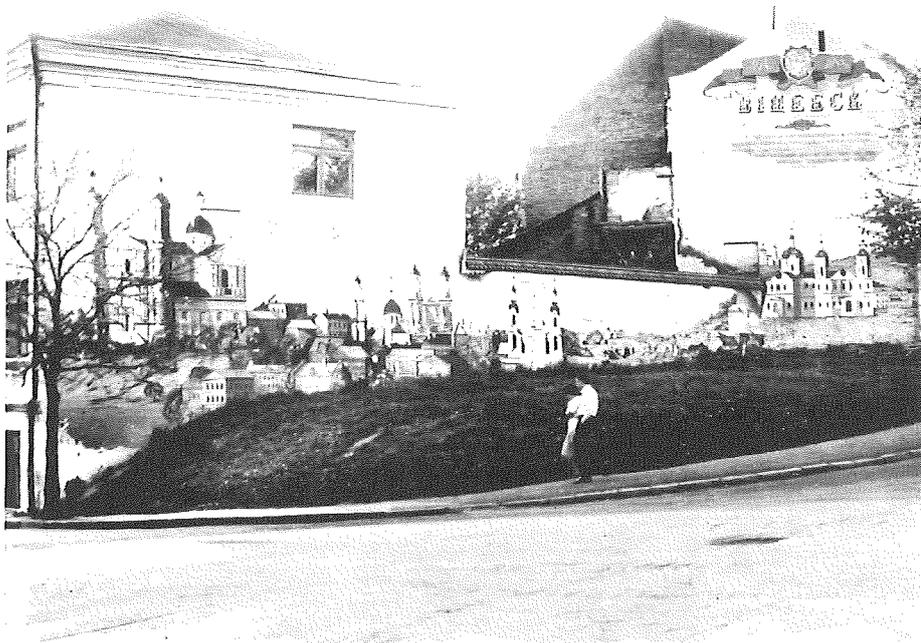
MARC CHAGALL (1887—1985) hat so lange gelebt, daß es schien, daß er eine seinem hundertjährigen Jubiläum gewidmete Ausstellung höchstpersönlich eröffnen können würde. Mehr als 60 Jahre hat er in Frankreich verbracht. Eben deswegen hält man ihn oft für einen französischen Künstler. Sogar in der Heimat des Meisters ist die Meinung verbreitet, er sei eine Erscheinung der französischen Kunst. In der Tat läßt sich von drei Strömungen in der Malerei Chagalls sprechen: einer französischen, einer russischen und einer jüdischen. Letztere ist jedoch die Hauptströmung in seinem Schaffen. Der Künstler selbst hat es mehrmals betont: „Wie dem auch sei — Jude bin ich stets . . . Ich habe, scheint es, mehr als einmal gesagt, daß ich kein Künstler wäre, wenn ich kein Jude wäre.“ Bereits 1920, als er von der Geburt einer jüdischen Malerei träumte, schrieb Chagall in der Zeitschrift „Strom“ von den unerschöpflichen Möglichkeiten seines Volkes: „Es (das Volk) bekam Lust — und schuf Christus und Christentum. Es bekam Lust — und brachte Marx und den Sozialismus hervor. Ist es denn überhaupt möglich, daß es der Welt keine Malerei offenbaren wird? Es wird sie offenbaren! Bringt mich um, wenn es nicht so sein wird!“ Später, als er 1935 beim Kongreß eines „Jüdischen wissenschaftlichen Instituts“ in

Wilna auftrat, rief Chagall die jüdische Öffentlichkeit erneut dazu auf, die Welt nicht nur mit der Seele, sondern auch mit den Augen anzuschauen. Er sagte: „Wir aber, die heutigen Juden, deren Vorfahren vor Jahrtausenden den Tanach, die Prophetenbücher — Grundlage für die Religionen vieler Völker der Welt — ge-

schaffen haben, wir wollen nun auch eine eigene Kunst, eine eigene Malerei haben, die in der Welt auch eine eigene Resonanz erhalten wird.“ Der Traum des Künstlers wurde Wirklichkeit. Die Juden, die traditionell als „Volk des Buches“ galten, wurden auch zum Volk einer großen Kunst, einer großen Malerei, in deren Ge-



Witebsk. Panorama der Altstadt (1990)



schichte der Name Marc Chagall mit goldenen Lettern geschrieben steht.

Das lange Leben Chagalls ist gewissenhaft und mit aller Peinlichkeit bis in die kleinsten Details erschlossen worden. Nichtsdestoweniger ist seine „russische“ Periode dem Leser im Westen kaum bekannt. Jahrzehntelang versuchte man in der ehemaligen Sowjetunion den Künstler aus der Kultur seiner Heimat zu exkommunizieren und sein Schaffen zu einer „boshaften Verleumdung des Menschen“ zu erklären. Erst 1987 fand im Moskauer Puschkimuseum aus Anlaß des 100. Geburtstages Chagalls eine repräsentative Ausstellung seiner Werke statt. Es begann die Rückkehr des Meisters in seine Heimat.

Marc Chagall wurde 1887 im Städtle Liosno bei Witebsk in der Familie eines Fischausträgers geboren. Witebsk war da-

Die „kathedrale“ Stadtsilhouette, nachgemalt von einem Witebsker Maler nach alten Gravuren (1990)

mals eine kleine Gouvernemenshauptstadt, typisch für die Städte des sogenannten Ansiedlungsrayons. Dieses Gebiet, wo sich Juden niederlassen durften, umfaßte 15 Gouvernements im Westen des Russischen Kaiserreichs. 1742 hatte es nämlich einen Erlaß der Kaiserin Elisabeth, Tochter Peters des Großen, gegeben, nach dem alle Juden, ohne Rücksicht auf Titel und Rang, das Gebiet des Kaiserreichs zu verlassen hatten. 30 Jahre später (1772) kam es jedoch zur Ersten Teilung Polens, wodurch Millionen Juden russische Untertanen wurden. Nach anfänglichem Zögern ließ Katharina die Große 1791 den Ansiedlungsrayon errichten, der bis 1917 bestehen blieb.

Alte Fotos geben uns eine Vorstellung von Witebsk am Anfang des 20. Jahrhunderts: von einstöckigen Häusern umgebene orthodoxe Kirchen, katholische Kirchen, Synagogen erheben sich, malerisch auf Stadthügeln und bilden die eigenartige „kathedrale“ Stadtsilhouette, die Chagall so lieb war. In seiner Autobiographie „Mein Leben“ zeichnet er die Gestalten der Eltern, des Großvaters, des Bruders, der Schwestern, der Tanten. Besonders in Erinnerung bleibt die Gestalt des Onkels Noah, der mit seiner Geige aufs Dach kletterte, sich auf den Rauchfang setzte und dem Himmel und den Wolken vorspielte. Daraus ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit der Titel des Musicals (nach Scholem-Aleichem) „Der Fiedler auf dem Dach“!

1906 beginnt Chagall an der Kunstschule von Jehuga Pen in Witebsk Zeichnen und Malerei zu studieren. Im nächsten Jahr geht er nach St. Petersburg. Um in der Reichshauptstadt wohnen zu dürfen, brauchten Juden Sondergenehmigungen. Über Empfehlung von Freunden wird Chagall als Diener bei einem Rechtsanwalt angestellt. Ein Jude als Diener, das war erlaubt. Chagall studiert Malerei an der Schule der „Gesellschaft zur Förderung der Künste“. 1910 nimmt er zum ersten Mal an einer Ausstellung teil, und zwar in den Büroräumen der Zeitschrift „Apollon“. Man bemerkt den jungen Künstler. Beflügelt durch den ersten Er-

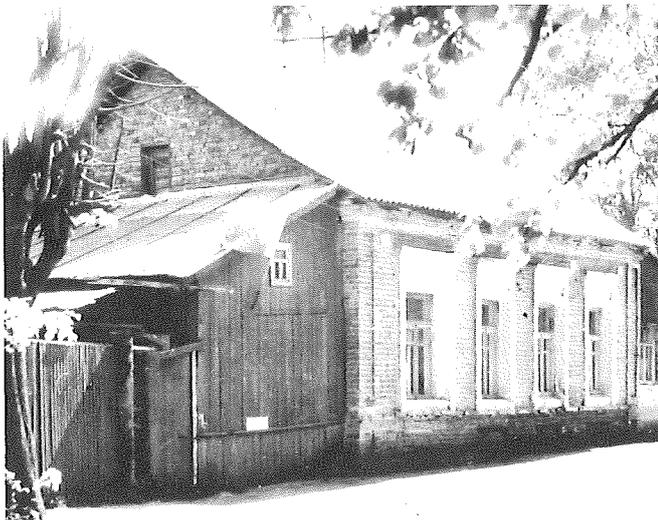
folg, reist Chagall im selben Jahr nach Paris, wo er Picasso, Modigliani, Apollinaire und andere Persönlichkeiten der modernen Kunst kennenlernt. Nach Teilnahme an Ausstellungen in Paris veranstaltet er eine persönliche Ausstellung in Berlin.

Worin liegt das Geheimnis des einmaligen Aufstiegs eines Künstlers aus dem abgelegenen Witebsk bis in die Salons der Hauptstädte Europas? Die Antwort ist einfach und kompliziert. In Berührung mit den wichtigsten Strömungen der europäischen Malerei des angehenden 20. Jahrhunderts blieb Chagall stets einzigartig und ähnelte keinem anderen! Die Welt Chagalls ist zugleich wirklich und absurd. Liebespaare, Rabbinen, Kleinhändler, Kantoren, Friseure zusammen mit Ziegen, Kühen und Hähnen haben Schwereelosigkeit erlangt und schweben wie Vögel über Häuser, Kirchen und Synagogen. Die Phantasien des Künstlers wurden durch chassidische Erzählungen wachgerufen sowie durch den Glauben, daß die Geheimnisse der Schöpfung nur jubelnden Seelen offenbar werden. Seit seiner Kindheit schwärmte Chagall von chassidischer Folklore. Das „Städtele“ Liosno, wo der Künstler geboren wurde, lag auf halbem Wege zwischen Witebsk und Lubawitschi, einem der größten Zentren des Chassidismus im Westen Rußlands.

1914 kehrt Chagall am Vorabend des Ersten Weltkrieges nach Witebsk zurück und heiratet Bella Rosenfeld. Sie war eine treue Gefährtin des Künstlers und das Modell vieler seiner Werke. 1916 nimmt er an Ausstellungen in Petrograd und Moskau teil. 1917 kam die bolschewistische Revolution. Wie verhielt sich Chagall dazu? Wie viele andere wurde er am Anfang vom Sturm der Veränderungen fortgerissen und berauschte sich an der Freiheit. Aber schon bald stellte sich die Frage: wird seine Malerei einen Platz im neuen Leben finden? Chagall schreibt in seiner Autobiographie: „Eine grüne Kuh? Ein am Himmel fliegendes Pferd? Wie paßt das zu Marx und Lenin?“ 1918 wird der Künstler zum Bevollmächtigten für

die Angelegenheiten der Künste in Witebsk ernannt. Ihm unterstellt werden Museen, künstlerische Bildung und Theater. Bei der Stadtfeier zum ersten Jahrestag der Revolution ist er unter den Organisatoren der Volksaufmärsche und tritt als Hauptarrangeur der Feierlichkeiten auf. 1920 geht Chagall, nachdem er zu Unrecht des Despotismus und der Intoleranz beschuldigt wurde, nach Moskau. Er dekoriert Erstaufführungen am Jüdischen Kammertheater und führt dort Wandmalereien aus. 1921—1922 unterrichtet er Zeichnen in Arbeitskolonien für Straßenkinder. Chagall liebte diese elenden Waisen. In jedem von ihnen sah er einen künftigen Künstler. Er schrieb: „Die Kinder stürzten sich auf die Farben genauso gierig wie ein Tier auf das Fleisch.“ Inzwischen drängen das im Lande um sich greifende Chaos und die Unordnung den Künstler immer mehr dazu, an die Auswanderung zu denken. Es vergehen zwei Jahre, bis er das Geld für seine Wandmalereien am Jüdischen Kammertheater bekommt. Hinzu kommt ein Abklingen des Interesses an seinem Schaffen. Der erboste Chagall schrieb später: „Weder dem Zarenrußland noch dem Sowjetrußland erwies ich mich als nützlich. Ich bin denen hier unverständlich. Ich bin für die — ein Fremder . . . Mag sein, Europa wird mich lieb gewinnen und hinterher auch sie, meine Heimat . . .“ 1922 veranstaltet Chagall auf Einladung des litauischen Botschafters eine Ausstellung in Kaunas. Es folgen Berlin und Paris. Die „russische“ Periode im Leben des Künstlers ist zu Ende. Chagall ist fünf- unddreißig. Ihm stehen noch 63 Lebensjahre bevor. Und alle diese Jahre hindurch bewahrt er die Liebe zu seinem Witebsk. „Das Leben ist ohne Dich vergangen, aber es war, o Stadt, kein Bild, in welches ich nicht eingehaucht hätte Deinen Geist, es war keine solche Farbe, welche nicht leuchten würde mit Deinem Licht“, bekennt Chagall (1944) in seinem „Brief an Witebsk“. Das alte Witebsk wird in der Welt ewig leuchten, weil ein großer jüdischer Künstler es unsterblich gemacht hat.

Haus der Familie Chagall in der Pokrowskajastraße



Alter jüdischer Friedhof in Witebsk





Selbstbildnis an der Staffelei (1914)



Traung (1918)



Spaziergang (1917)

Altes Witebsk (1914)



Eigentlich gehen Farbseiten über die Verhältnisse bescheidener Publikationen wie dieser – außer man hat Freunde.

Wir danken Scholdan & Company dafür, daß wir Marc Chagall nicht Grau in Grau drucken mußten.

Das Steirerland

Wirtschaftsland

Kulturland

Kulturabteilung des Landes Steiermark, Karmeliterplatz 2, 8010 Graz, Tel.: 0 316 / 877 DW 43 20

Fremdenverkehrsland

Industrieland

Bildungsland

Unternehmerland

Fachabteilung für Wirtschaftsförderung, Salzamtsgasse 3, 8010 Graz, Tel.: 0 316 / 877 DW 31 21

Forschungsland

Avantgardeland

Brauchtumsland

Erholungsland

Steiermärkischer Landestourismusverband, Herrngasse 16, 8010 Graz, Tel.: 0 316 / 83 76 00



Die Steiermark
auch Ihr Land.